L. eleg. g.
97
k

L. eleg. g. 97 k Delbrück

<36605753110015

<36605753110015

Bayer. Staatsbibliothek

Ein Gastmahl.

Reden und Gespräche
über
die Dichtkunst.

Von
Ferdinand Delbrück.

Ex Libris Caroli
Augusti Varnhagen.
Berolini 1809.

Berlin, 1809.
In der Realschulbuchhandlung

7087.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein Gastmahl.

Reden und Gespräche über die Dichtkunst.

An einen Freund.

Im Sommer des Jahres 1806.

Neulich auf einem Spatziergange begegnete mir dein Bruder, und fragte, ob es wahr wäre, daß Adalmar von seinen Reisen zurückgekommen, und daß zur Feyer dieser Zurückkunft bei Thoralds schöne Reden gehalten worden, in welchen Frauen mit Männern gewetteifert hätten. Daß Adalmar von seinen Reisen zurückgekehrt ist, erwiederte ich, ist

wahr, auch daß, zwar nicht zur Feyer dieser Zurückkunft, aber doch auf Anlaß derselben bei Thoralds Reden gehalten worden. Ob aber diese Reden schön gewesen, magst du selber beurtheilen, wenn du so begierig bist, davon zu hören, als ich, davon zu erzählen. Unser beider Wünsche, sagte er darauf, treffen glücklich zusammen, laß uns also nicht zögern, den einen durch Erfüllung des andern zu befriedigen. Um nicht durch den öftern Wechsel der Gegenstände zerstreut zu werden, schlugen wir einen langen Schattengang ein und indem wir darin auf und ab giengen, theilte ich ihm mit, was mir von jenen Reden und Gesprächen noch erinnerlich war. Nachdem ich geendet hatte, war sein erster Gedanke auf dich gerichtet. Du wärest, sagte er, noch nicht völlig genesen, und oft in trübsinniger Stim-

mung. Thue mir also, fügte er hinzu, den Gefallen, für ihn aufzuschreiben, was du mir mündlich mitgetheilt hast. Es wird ihm vielleicht zur Erheiterung dienen. Diesem Auftrage deines Bruders zufolge überschicke ich dir in beyliegenden Blättern die Erzählung von einem Gastmahle.

---

* * *

In Gesellschaft eines jungen Reisenden, der mir empfohlen war, fuhr ich neulich an einem schönen Sommernachmittage nach Thoralds Landhause. Thorald, dem unsere Ankunft gemeldet wurde, kam uns entgegen. Ich stellte ihm den Fremden vor, worauf er uns in den Saal führte, um jenen der Gesellschaft bekannt zu machen. In dieser befanden sich außer Thoralds Frau und Tochter, der Theoda und Bertha, Likolf mit seiner Braut Adelinde, Adalmar der Reisende, der alte Kerolt, ferner Osmund, Walland, Almot, und wie sich von selber versteht, Arnold. Sie saßen noch bey Tische. Ihr seyd, sagte Thorald zu uns, später gekommen, als sich ziemt. Wir erwarteten euch zum Essen, wie ihr an den beiden leeren Plätzen seht,

die für euch bestimmt waren. Damit ihr nun nicht scheint unsere Mahlzeit zu verachten: so setzt euch nieder und nehmt einige Erfrischungen an Obst und Wein.

Dieser Jüngling, sagte ich darauf scherzend, begehrt weder Speise noch Trank. Er ist nur hungrig und durstig nach schönen Gesprächen. Den willkommensten Beweis eurer Gastfreundlichkeit werdet ihr ihm geben, wenn ihr in den Unterredungen fortfahrt, worin wir euch ohne Zweifel unterbrochen haben.

Das eine thun, rief da der alte Kerolt, und das andere nicht lassen. Ich rathe euch, den Trank nicht zu verschmähen, den man euch bietet. Seit ich einige Züge davon gethan habe, begreife ich, was Aeneas beym Virgil meint, wenn er von seinem Vater sagt, er habe sich

über das Loos des Alters erhoben; und wenn mir nicht der Spiegel dort mein graues Haar zeigte: so schiene ich mir der Jüngste und Rüstigste unter euch allen. — Wenn es nur das Haar ist, sagte Bertha darauf, was dich an dein Alter erinnert — es giebt ja Kränze, es zu verbergen. Bey diesen Worten griff sie nach den vor ihr stehenden Blumen und fieng an, sie zusammen zu flechten. Adelinde half ihr, und beide kränzten nun den liebenswürdigen Greis, der überfroh gemacht durch die Verjüngung, ihnen ein Mal über das andere Stirn und Wangen küßte.

Arnold, der dem Allen schweigend zugesehn hatte, nahm endlich das Wort, und sagte: Nicht wahr, Bertha und Adelinde, wäre es nicht eine schöne Sache, wenn man in einem Augenblicke mit einer Hand voll frischer Blumen

frisches Leben empfangen und verleihen könnte? Aber ich besorge, wenn diesem innere Jugend fehlte: so würde der Kranz, den ihr ihm aufgesetzt habt, ihn mehr peinigen als erquicken. Billig also wäre es, daß er zum Lohn für die Bekränzung euch sagte, was seinen Geist gegen das Alter geschützt und so viele Jahre hindurch in ungeschwächter Kraft erhalten hat. Fraget ihm das Geheimniß ab, und verschweiget mir es dann nicht, damit wir kein löbliches Mittel ungebraucht lassen, uns, wie er, des Glückes lebenslänglicher Jugend theilhaftig zn machen.

Grüßet den Arnold schönstens von mir, ihr Jungfrauen, unterbrach ihn Kerolt, und saget ihm, die Frage, die er thue, scheine mir eine von denen zu seyn, auf welche der Fragende die Antwort besser wüßte als der Gefragte. Wenn

es ihm indessen Vergnügen macht, sich selber mit eines andern Zunge reden zu hören: so meldet ihm, es gebe einen Garten, genannt der Garten der Poesie, in diesem wüchsen Blumen, die einen so heilsamen Duft aushauchten, daß wer diesen täglich einathmete, täglich wie neu geboren würde. Das meldet ihm, und dann erzählt mir wieder, mit welcher Begeisterung er plötzlich sein liebes altes Lied angestimmt hat über die Vortrefflichkeit der Poesie, und wie die Muse derselben unter allen übrigen am reichlichsten die ihr bewiesene Verehrung belohnt, nicht nur an den Dichtern, die sie unmittelbar begeistert, sondern auch an solchen wie wir, die ihnen oft und gerne eifrig zuhören.

Darauf nahm ich das Wort: Was ihr da Kerolt; ich kann wohl sagen ihr, da du in deinem und Arnolds Namen

zugleich sprichst, von der verjüngenden Kraft der Poesie sagt, wundert mich nicht wenig: denn neulich habe ich sie ja rühmen gehört, daß sie Jünglingen vor der Zeit die Reife des Alters gebe. Demnach ja wäre sie eine größere Zauberin als selbst Medea.

Das ist weniger wunderbar als es scheint, sagte Arnold darauf, wenn anders wahr ist, worauf das hinzudeuten scheint, was wir neulich lasen von einer doppelten Vermählung der Jugend mit dem Alter und des Alters mit der Jugend, und daß nur wahrhaft jugendlich seyn könne wer alt, und nur wahrhaft alt, wer jugendlich ist.

Dieß und Aehnliches redeten wir mit einander, etwas leise sprechend, so daß die ferner Sitzenden nicht alles verstehen mochten, unter denen sich daher abgesonderte Gespräche anknüpften. Hier-

über ward Thorald als Wirth unwillig, und meinte, es sey nun schon das dritte Mal, daß die allgemeine Unterhaltung stocke und er sey nicht gesonnen dem länger zuzusehn. Bedenkt es nur selbst, fuhr er fort: Seit langer Zeit sehn wir heute den Adalmar zum ersten Male und auf lange Zeit den Arnold zum letzten Male unter uns, wie kommt es denn, daß wir die Zeit vergehen lassen, ohne, wie wir sonst wohl pflegen, an gemeinschaftlichen zusammenhangenden Gesprächen, zu denen jeder das Seinige beyträgt, uns zu erfreuen. Aus Scheu vor dem Fremdlinge da, er möchte uns, wenn dieser geselligen Ungeselligkeit nicht gesteuert würde, in übeln Ruf bringen, schlage ich vor, für den Rest des Abends einen Gegenstand der Unterhaltung zu bestimmen, über den einer nach dem andern rede, während alle andere zuhören.

Arnolds und Kerolts Gespräch übrigens sähe ich ungern unterbrochen. Ob und wie die Poesie verjüngen könne, weiß ich nicht; das aber weiß ich, das sie es ist, die das Band der Freundschaft unter uns zuerst geknüpft hat, und von Jahre zu Jahre fester schlingt. Wohlan! was schon lange sich gebührt hätte, laßt uns das heute thun, und ihr ein feyerliches Opfer bringen, nicht durch Weihrauch oder Weinguß, sondern wie ihr ziemt, mit den Lippen, so nämlich, daß jeder in einer förmlichen Rede sie lobe für alles was er Gutes von ihr schon empfangen hat oder noch zu empfangen hofft. Als alle schwiegen, fuhr er fort:

Wer über einen gethanen Vorschlag nicht stimmt, wird nach altem Herkommen angesehn, als genehmigend. Ich bin also berechtigt, euer Schweigen als Bey-stimmung auszulegen, und zur Vollzie-

hung des allgemeinen höchsten Willens dieser Gemeine verordne ich, sogleich vom Tische aufzustehn, und im Garten zu spatzieren, wo es jedem beliebt, doch nicht länger als bis zum Sonnenuntergang, dann unfehlbar sich drüben im Saale einzufinden, wo indeß Anstalt getroffen wird, daß es der Würde des Festes äußerlich an nichts fehle.

Wie er es hieß, giengen wir in den Garten, außer Kerolten, der mit dem Thorald und der Theoda zurückblieb. Beym Weggehn machte diese mir zur Pflicht, die Gesellschaft zu unterhalten und zu verhüten, daß Niemand sich vorbereite. Das können wir, sagte sie, nicht zugeben: denn wir Zurückbleibenden sind mit häuslichen Einrichtungen beschäftigt. Der Kampf zwischen euch und uns würde also gar zu ungleich werden.

Der Auftrag war nicht so leicht zu besorgen als es schien. Denn als ich den übrigen folgte, hatten die meisten sich schon zerstreut und schweiften theils einsam, theils paarweise, umher. Ich gesellte mich zum Arnold und der Bertha, die zusammengiengen, und sagte beym Hinantreten: Seht ihr wohl, wie schnell Likolf und Adelinde dem Gebüsche zueilen, und wie feyerlich langsam Adalmar den Hügel hinanschreitet. Hier, wenn irgendwo, läßt sich anwenden was jener sagt:

Verliebte gehn im Thal
Und Denker suchen Höhen,

wo geht ihr denn?

Sie antwortete:

Die Wahl hat ihre Qual
Wir gehen, wo wir gehen.

Gut sagte ich, wenn es euch einerley ist, so geht dem Ufer zu, und setzet euch in

den dort stehenden Kahn: denn wisset nur, ich soll über euch die Aufsicht führen, und verhindern, daß Niemand sich vorbereite. Wie vermag ich das aber, wenn ich euch nicht in einem engen Raum sammle, wo ich euch beherrschen kann, und Niemand mir entrinnen?

Sie ließen sich den Vorschlag gefallen, worauf ich die andern herbeyrief und nöthigte, dem Beyspiele zu folgen. Als wir aber eben wegfahren wollten, rief Theoda die beiden Jungfrauen ab und hieß uns die Wasserfahrt ohne sie machen. — Indem wir nun den Strom hinunterschiffend an die dir wohlbekannte Stelle kamen, wo sich plötzlich die Aussicht zu beiden Seiten in weite Fernen hin eröffnet: rief Arnold mir zu: O! wie trefflich hast du geführt! Die Luft wehet hier so frisch, und durch den heutigen Frühregen haben Wald und Flur ein so

jugendliches, frohes Ansehen bekommen, daß die Natur, wie es scheint, mit den Schilderungen wetteifern könnte, welche die Dichter von der Feyer des Schöpfungsfestes machen, als die neugeborne Erde zum ersten Male von dem Sonnenlichte in vollem Glanze beleuchtet wurde, als die junge Weisheit, wie sie sagen, vor ihrem Schöpfer auf derselben spielte und ihre Lust hatte an den noch schuldlosen Menschenkindern. Vieles setzte er hinzu, um seine Freude an der herrlichen Gegend auszudrücken. Wunderlicher Mann, unterbrach ich ihn endlich; sollte man nicht meinen, du sähest das alles zum ersten Male. Wahrlich! Einem, der lange im Gefängnisse gewesen, und plötzlich in das Freye kommt, einem solchen gleichest du. Lieber, sagte er darauf, vergieb es mir: denn siehe nur, die reiche Landschaft, die da vor uns ausge-

breitet liegt, bildet sie nicht ein Ganzes, schön, wie die herrlichste Dichtung des größten Meisters? Wenn ich nun denke, daß etwas so Schönes als die Poesie von so kunstreichen wohl geübten Zungen, wie die eurigen, würdig soll gelobt werden: so weiß ich vor erwartungsvoller Freude mich gar nicht zu fassen; und du siehst mich hier von neuem entzückt. Eben war ich im Begriff, ihm die Schalkheit zu verweisen, womit er in den letzten Worten unter der Sprache der Begeisterung die Ironie verbergen wollte; aber mein Fremder, der noch gar nicht gesprochen hatte, kam mir zuvor und sagte: Wisset ihr wohl, was mich oft bekümmert? daß so viel Herrliches auf Erden ungenossen vorüber geht, wie auch die Schönheit dieser Landschaft unempfunden geblieben wäre, hätte nicht der Zufall zu rechter Zeit uns hieher geführt.

Das bekümmert dich? antwortete Arnold; hast du denn nie bei Klopstock etwas vernommen von einer Erdseele, die durch ihre Seen und Teiche alles sieht, und durch ihre Grotten alles höret, was in jedem Augenblicke auf Höhen und in Thälern, unter Kräutern, Blumen, Thieren und Menschen vorgeht, die mit allen ihren Kindern Wohl und Wehe mütterlich theilend in beständigem Wechsel süßer Gefühle lebt: denn die aus Freude und Leid gemischten Empfindungen sind ja die süßesten.

Ihr haltet dieß vermuthlich, unterbrach ihn Adalmar, nur für eine schöne Dichtung von Klopstock. Wie werdet ihr euch wundern, wenn ich euch sage, daß er es für wahr hielt. Ich habe es aus seinem Munde. Er glaubte eine solche Erdseele.

Betroffen hierüber sagte Arnold:

Hörst du wohl Fremdling, was dort gesprochen wird? Ist das bey euch zu Lande auch Sitte, daß man einiges für schön hält was unwahr, und anderes für wahr, was unschön ist, und daß man sich wundert, wenn Schönes zugleich wahr ist, und Wahres zugleich schön.

Beides zu trennen, antwortete Adalmar, ist, denke ich, immer und überall Sitte gewesen, oder wir müßten auch für wahr halten, daß die Bäume dort von Dryaden und Hamadryaden bewohnt wären, daß an der Quelle dieses Stroms ein niemals alternder Gott waltete, um aus unerschöpflicher Urne nie versiegende Fluth hinzugießen. Denn Niemand kann doch läugnen, daß diese Bilder der Phantasie sehr schön sind. Arnold, ohne etwas zu erwiedern, legte sich im Kahne nieder, um

sich von der Sonne durchwärmen zu lassen. Von jetzo an, sagte ich, macht nur keine Rechnung auf Antwort von dem. Er berauscht sich im Sonnenschein. Wir setzten also das Gespräch ohne ihn fort, so gut es gehn wollte, bis mir räthlich schien, kurz vor dem völligen Untergang der Sonne umzukehren. Als wir den Kahn gewendet hatten, und die Sonne in den Rücken bekamen, stand Arnold auf. Anfangs taumelte er wie ein Trunkener, kaum aber hatte er von der frischer wehenden Abendluft einige Züge eingeathmet, so fing er an zu singen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freyer Welt.

Wir andern stimmten ein:

Wie ist Natur so hold und gut
Die mich am Busen hält.

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan
Begegnen unserm Lauf.

Aug' mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume kommt ihr wieder?
Weg du Traum, so Gold du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist.

Die Reihe der Lieder, die wie von selbst einander folgten, endete mit dem Liede der Sehnsucht: Es war ein König in Thule, in dessen letzte Strophen der alte Kerolt, der uns kommen hörte, einstimmte. Am Ufer empfing uns Thorald, unwillig, daß wir so lange ausgeblieben waren. Desto schneller folgten wir ihm in den Saal, wo uns zuerst ein unter sehr schöner Beleuchtung hangendes Gemählde ins Auge fiel. Adalmar, der es aus Italien zum Geschenke für Thoralds mitgebracht hatte,

erklärte die Hauptfigur für das Bildniß der Poesie; die viel kleinere Nebenfigur wußte er nicht zu deuten; während wir noch im Wortwechsel darüber begriffen waren, öffnete sich die Thür, und stellte einen überraschenden Anblick dar, indem Theoda mit der Bertha und Adelinde hereintraten, und zwar im größten Putze. Wir haben, sagte Theoda, bey diesem Redefeste die Rolle schweigender Zuhörerinnen übernommen, und unsere besten Kleider und kostbarsten Schmuck angelegt, um unserer stummen Gegenwart etwas Feyerliches zu geben. Auf alle machte dieser Auftritt lebhaften Eindruck, auf keinen mehr als auf den Arnold, der sich nicht satt sehen konnte, und immer nicht wußte, was er am meisten bewundern sollte, den Reichthum der Stoffe, oder den Glanz und das Farbenspiel der Juwelen, oder die Zier-

lichkeit, womit man das alles angeordnet hatte. Wahr ist es, rief er endlich aus, ihr seyd lieblich anzusehn, aber wenn ihr meint, uns dadurch schadlos halten zu können für das, was wir von euch zu hören hofften: so irrt ihr. Mancher unter uns ist dafür bekannt, die Hörlust sey die stärkste seiner Leidenschaften, so daß ich nicht dafür stehe, es könnte, wenn ihr nicht freywillig redetet, einen oder den andern die Versuchung anwandeln, euren Schmuck seiner Kleinode zu berauben, um euch zu nöthigen, sie durch lauter goldene Worte wieder einzulösen; und ich erkläre, daß ich in diesem Falle euch nicht schützen würde. So gewaltsamer Mittel, sagte Thorald, wird es nicht bedürfen. Wir alle ja stehen jetzo unter dem Einflusse einer höhern Macht, die von Alters her den Ruf hat, daß sie

Herzen und Zungen nach Willkühr löst und fesselt. Lasset uns nur nicht länger zögern, anzufangen, und zu dem Ende uns zu setzen. Die hohen Lehnstühle mit den Fußschemeln sind für die Frauen bestimmt. Da sie sich so herrlich geschmückt haben, wird ihnen ja wohl ein Platz willkommen seyn, wo ihre Pracht am besten ins Auge fällt. Ihr Andern mögt die Plätze nach Belieben wählen. Wer Erfrischungen verlangt, bediene sich selbst; auf den Tischen dort findet sich das Nöthige. Als wir alle Platz genommen hatten, und man eben im Begriffe stand, die Ordnung zu bestimmen, in welcher geredet werden sollte, entdeckte sich, daß der Stuhl neben Adelinden leer geblieben war, und daß Likolf fehlte. In dem Augenblicke aber, wo Thorald hinausgehn wollte, ihn zu rufen, kam er. Einige Minuten

blieb er wie entzückt vor Adelinden stehn, bis er unaufgefordert das Redefest eröffnete mit diesen Worten:

Ich lobe die Dichtkunst wegen ihrer Verwandtschaft mit der Liebe. Wir alle erinnern uns der Zeit, wo wir zuerst aus dem Schlummer der Kindheit zum Anblicke der Welt und zum Gefühle des Daseyns erwachend, eine Sehnsucht empfanden nach Freuden, wovon wir keine Vorstellung hatten, aber das Bedürfniß fühlten. Diese Sehnsucht fand Befriedigung in der Poesie.

Was von Wohl und Wehe der ganzen Menschheit zu Theil wird in den verschiedenen Altern, Ständen, Geschlechtern, Völkern und Jahrhunderten, wenn die unzähligen Kräfte, die auf Erden und im Himmel wirken, sich freundlich oder feindlich gegen sie bewe-

gen —

gen — alle das Wohl und Wehe auf unsere Brust häufend verähnlicht uns die Poesie dem Wesen der Wesen, welches in der allgenugsamen Fülle seiner Seligkeit jedes Einzelne in Verbindung mit dem Ganzen überschauend, alles was war, was ist, und was seyn wird, liebend umfaßt.

Emporgehoben auf eine höhere Stufe des Daseyns, verschmäht der Jüngling Zeitliches und Irdisches. Er gelobt, sich einer immerwährenden Einsamkeit zu widmen, um abgeschieden von der Welt, im überirdischen Element' immer höher und höher zu steigen.

Plötzlich aber mitten unter seinen Götter- und Heroenbildern überfällt ihn ein heimliches Grauen. Mit unwiderstehlicher Gewalt treibt ein nicht gekanntes Verlangen ihn wieder hinaus in das Leben, um zu suchen, er weiß lange nicht,

was, bis er entdeckt, er suche eine Seele, die des Schönen eben so bedürftig wäre als er reich daran ist, die eben so begierig wäre, es zu empfangen, als er, es zu verleihn. Wehe ihm! wenn er vergebens sucht! Sein Daseyn ist verloren. Im quälenden Gefühl verfehlter Bestimmung kann er nicht leben und will er nicht sterben. Vor der Zeit sehnet er sich nach der Gruft, und sinkt doch mit Seufzen hinab. Aber wenn ein Gott sich seiner erbarmt, und sie ihn finden läßt: dann ist er so glücklich als ein menschliches Geschöpf seyn kann.

Frage Niemand, woran er sie erkennt. Das sind Geheimnisse der Liebe, die keiner ungestraft verrathen darf.

Als er die Einsamkeit verließ, befand er sich in einem Zustande, den man kaum für möglich halten möchte. In solche

Zerrüttung war er gerathen, daß er das Schöne haßte.

Gleich der kumäischen Prophetin, welche umhertobt, um der nahenden Begeisterung des Gottes zu entrinnen, suchte er sich alles Schönen zu erwehren, weil er nicht wußte, was er damit anfangen sollte. Mitten unter Fremden ließ er oft seine Gefühle laut werden, aber vergebens hinhorchend auf einen Ton der Erwiederung.

Wenn er sie nun zum ersten Male sieht, entweder im Kreise der Gespielinnen, unter denen sie hervorragt an Schönheit und Anmuth, oder an der Seite der Mutter, deren Kummer sie lindert, oder an heiliger Stätte mit gesenktem in Andacht vertieften Blick, oder einsam, gelehnt an einen Frühlingsbaum in dem Augenblicke, wo sanfte Lüfte sie mit Blüthe bewehn — o! wenn

er sie zum ersten Male sieht! — Einfach und rührend schildern fromme Sagen die Wonne des Pilgrims, wenn er am Ziele der Wallfahrt das Gnadenbild endlich erblickt, wonach sein Auge sich sehnte — so etwas empfindet er. Ja, fürchtete er nicht, in den Ruf eines Bethörten zu kommen, er würde sie anbeten wie eine Gottheit, er würde ihr Tempel weihen und Altar; aber so, aus Scheu vor übler Nachrede, genügt es ihm, sich voll Ehrfurcht vor ihr zu verneigen, und ihr in der Stille Hymnen zu singen, keinem hörbar außer ihr. Und sie, welche in das Alter gekommen ist, Würdiges von Unwürdigem unterscheiden zu können, heißet ihn, sich ihr nahen und gönnt ihm die Süßigkeit ihres Anblicks und Gesprächs. Während er nun an ihrer Seite das Schöne des Schönen, das in der Tiefe seines Herzens wallt, in trun-

kener Beredsamkeit gegen sie ergießt, wähnt er sich des höchsten Glücks theilhaftig. O! des Unverständigen! nicht zu wissen, daß dieß alles nur Vorbereitung ist. Zwischen dem unscheinbaren Keime, den man der Erde anvertraut und der Blumenpracht, die daraus hervorsproßt, ist der Unterschied nicht größer als zwischen dem, was er dem Ohre der Geliebten anvertraut, und was ihre Lippe wiedergiebt. So sieht er eine herrliche Nachkommenschaft schöner Gedanken vor sich aufblühn, welche den Duft und die Farbe seiner Tugend zu den fernesten Geschlechtern tragen wird.

Wer erfahren hat, was ich meine, wird eine zarte Allegorie entdecken in diesem liebereichsten aller Liebeslieder:

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern,
Sie fühlt' es nicht, und schlummerte.

Ich sah sie an, mein Leben hieng
Mit diesem Blick an ihrem Leben;
Ich fühlt' es wohl, und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu,
Und rauschte mit den Rosenbändern,
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an, ihr Leben hieng
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns wards Elysium.

Darin besteht die wunderbare Kraft der Poesie, daß sie unser Inneres bedeutungsvoll aufregend, uns in allen Punkten des Daseyns berührt, und was als Erinnerung und Ahnung in uns schlummert, erweckend, das ganze Leben in wenige Augenblicke zusammendrängt. Eine Liebe daher, welche nicht sich begnügend zu geben, was sie hat, sondern was sie ist, Herz in Herz senken will, und Leben in Leben mischen, keine solche

Liebe ohne dichterische Begeisterung. Der platonische Agathon zwar sagt das Gegentheil. Jeder noch so musenlose, spricht er, wird ein Dichter, wenn der Gott der Liebe ihn berührt. Darin hast du recht, theuerster Agathon, aber auch ich habe recht. Von der verleihenden Liebe in Jünglingen ist die Poesie der Keim, von der empfangenden in Jungfrauen ist sie die Frucht. Denn wollte man der Dichtkunst und der Liebe zwey an einander stoßende und zu einander führende Tempel bauen: da würde man die geweihten Jungfrauen zuerst hinwandeln sehn nach dem Tempel der Liebe, die Jünglinge nach dem Tempel der Dichtkunst, dann in der Mitte sich begegnen, um zu ewigem Bunde ihre Hände in einander zu fügen.

Wegen dieser doppelten Verwandtschaft mit der Liebe preise ich die Dicht=

kunst, und bitte sie, das Maaß ihrer Güte anfüllend, mich, wie zum Liebenden so zum Propheten zu machen und zum Heiligen. Damit ihr nicht meint, daß ich, wie ein Verzückter, meiner Zunge nicht mehr gebieten könne — ich weiß was ich sage. Des vierfachen Wahnsinns, von welchem Plato redet, des dichterischen, des liebenden, des weissagenden und des taumelnden, den der Gott der Götter in die Seele senkt, erste Weihen habe ich empfangen, um hoffen zu dürfen, in die geweihetste Weihe desselben eingeweihet zu werden. — So sprach Likolf. Alle schienen sich ergötzt zu haben an diesem Dithyrambus, nur nicht die, welche er neben der Poesie verherrlichen sollte, nur nicht Adelinde. Diese schien erschrocken über das Feuer, das in des Jünglings Worten glühte. Doch faßte sie sich und sagte:

Gerne würde ich in das Lob der Dichtkunst einstimmen, wenn ich wüßte, daß sie der Liebe, welcher sie, wie Likolf meint, Leben giebt, auch Dauer verleihe. Vielleicht scheint es euch unrecht, in diesem Augenblicke hieran zu zweifeln; auch mir würde es so scheinen, wenn ich mich nicht erinnerte, daß sie gegen sich selber Zeugniß ablegt in rührenden Klagetönen, welche Likolfs Rede in der Tiefe meines Herzens, wo sie eingeschlummert waren, wieder aufgeweckt hat:

Warum bin ich vergänglich o Zeus, so fragte die Schönheit;
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.
Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle giengen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

— Sie setzte nichts hinzu, und es erfolgte zwischen dem lieblichen Paar eine

schweigende Unterredung, die keine Zeugen verlangte. Um unsere Aufmerksamkeit davon abzuleiten, gab Thorald dem Almot, den die Reihe zu sprechen itzo traf, einen Wink, unverzüglich anzufangen. Er stand auf und sagte:

Likolf hat die Poesie gelobt wegen des Wahnsinns, worein sie versetzt; ich will sie loben wegen des Unsinns, wodurch sie erfreut. Ihr errathet, daß ich von der komischen Dichtung zu reden gedenke. Da ich viele von euch als Freunde des Lachens kenne: so scheint mir nöthig, um nach Art der Redner das Wohlwollen meiner Zuhörer zu gewinnen, euch zu überzeugen, daß ich nichts Ungebührliches sage, indem ich die Freude am Lächerlichen für Freude am Unsinnigen ausgebe. — Das älteste und berühmteste Gelächter von allen, deren die Geschichte Meldung thut,

ist ohne Zweifel dasjenige, welches vor Jahrtausenden auf dem Olymp erscholl, als der hinkende Feuerbeherrscher das Amt des Ganymedes übernahm.

Der heftige Wortwechsel zwischen dem Zeus und der Here hatte die Götter traurig und mißmüthig gemacht. Schweigend saßen sie da, bis Hephästos die Stimme erhob:

Heillos traun wird solches zuletzt noch und unerträglich,
Wenn ihr beid' um Sterbliche nun euch also entzweyet,
Und zu Tumult aufreizet die Himmlischen. Nichts ja geneußt man
Mehr von der Freude des Mahls: denn es wird je länger je ärger.

— Die Götter staunten vermuthlich, den so entschlossen reden zu hören, der sonst so kleinlaut zu seyn pflegte. Als er nun aufstand, und den Becher

in der Hand, vor die Here trat mit diesen Worten:

Duld' o theure Mutter, und fasse dich, herzlich betrübt zwar,
— Schwerlich ja mag dem Olympier Einer begegnen!
Denn schon einmal vordem, als abzuwehren ich strebte,
Schwang er mich hoch an der Ferse gefaßt, von der heiligen Schwelle.
Ganz den Tag durchflog ich, und spät mit der sinkenden Sonne
Fiel ich in Lemnos hinab und athmete kaum noch Leben.

— da merkten sie, daß sich unter jenem Trotze nur Furchtsamkeit verbergen wollte, und es war natürlich, daß Here nicht ohne Lächeln den Becher aus seiner Hand nahm. Hephästos, sehr erfreut, die gute Laune, an deren Herstellung er so vielen persönlichen Antheil nahm, zurückkehren zu sehn, wollte das Werk

nicht unvollendet lassen, und vergaß sich in dem Eifer für die Friedensvermittelung so weit, daß er trotz seiner plumpen Unbehülflichkeit, den Mundschenken machte. Hiebey konnte er den Göttern nicht anders vorkommen als, nach dem Sprichwort, ein Krüppel, der vortanzen will. Sie brachen also in lautes Gelächter aus, welches, so oft er den Becher von neuem füllte, von neuem aufloderte, und so geschah, was Homer erzählt:

Unauslöschliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Da sie sahn, wie Hephästos mit emsiger Eil umhergieng.

Vergleicht man mit dieser himmlischen Scene die irdischen, in denen der Ritter von La Mancha und sein Knappe ein so allgemeines, ein seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht herabreichendes

und vielleicht mit Ausnahme keines einzigen Tages ununterbrochenes Gelächter, erweckt haben: so möchte man schließen: Was Götter und Menschen zum Lachen reize, sey eines und eben dasselbe; es entstehe aus einem sehr schnellen Wechsel von Vorstellungen oder Empfindungen, deren eine die Nichtigkeit der andern anschaulich macht.

Daraus ließe sich erklären, warum das Gebiet des Lächerlichen von nicht so weitem Umfange ist als das Schöne. Nur ja, was Leben und Bewegung hat und Bestrebungen, die sich vereiteln lassen, kann Lachen erwecken. Steine, Bäume, Wolken vermögen es nicht, wohl aber Thiere, und desto mehr, als sie an Reichthum der Organe und Fülle des Lebens sich dem Menschen nähern, als welcher der Geschöpfe lächerlichstes ist. Darstellen läßt es sich daher nur

von denen Künsten, welche Menschliches bilden, und deren Werke aus aufeinander folgenden Theilen bestehen. Ausnahme hievon machen, wie es scheinen könnte, die Mahlerey und die Musik, jene, weil sie Lachen erweckt durch Zerrbilder, obgleich diese etwas Ruhendes sind, diese, weil sie nicht Lachen erwecken kann, obgleich ihren Werken Bewegung wesentlich ist. — Der Mensch zeigt sich in jedem Augenblicke als ein aus den Elementen der Vernunft und Sinnlichkeit zusammengesetztes Wesen. In alles, was es sagt und thut, mischt sich Gedanke und Gefühl, Erinnerung und Voraussicht. Der Zerrbildner greift einen affectvollen Augenblick auf, scheidet ihn von allem Fremdartigen und giebt ihm Dauer. Beym ersten Anblicke eines Zerrbildes glauben wir einen Menschen zu sehn im Affecte, beym

zweyten sehn wir einen Affect in Menschengestalt. Der Wechsel in den Wahrnehmungen der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen dem Bilde und dem Menschen, setzet die Seele in ein unaufhörliches Schwanken, so daß ein heutiger Sophist sagen könnte: Was im Zerrbilde zum Lachen reize, sey nicht das Bild sondern das Zerr.

Die Musik giebt nie klare Vorstellungen von Gegenständen außer uns, sondern versetzet in eine bestimmte Empfindung des eigenen Zustandes. Die Stärke des Eindrucks der einzelnen Töne, macht, daß der folgende den vorhergehenden verlöscht, und daß die Seele von den Verhältnissen derselben zwar ein Gefühl behält, aber keine klare Anschauung. Und dieß ist die Ursach, warum die Musik das Lächerliche einer komischen Dichtung zwar erhöhn, es

aber an sich nicht hervorbringen kann, wenn sie nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung uneingedenk, die ihr angewiesene Bahn verläßt.

Was aber mehr als alles die Richtigkeit der gegebenen Erklärung von dem Wesen des Lächerlichen bestätigt, ist die Wirkung, die es in den Organen hervorbringt.

Beobachtet einen Menschen, der in der Betrachtung des Schönen begriffen ist. Mit erweitertem Auge, halb geöffneten Lippen und erhobener Brust, steht er da, ernst, still in sich gekehrt, leise athmend. Er scheint höher von Wuchs und völliger von Gestalt. Wenn er spricht: so hat seine Stimme etwas Feyerliches; wenn er sich bewegt: so geht er mit weiten und langsamen Schritten, wie ein Held oder ein Gott. Alles an ihm zeigt, daß er aus dem

irdischen Elemente, wo er dienen muß, sich zum überirdischen erhoben hat, wo er herrschet. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung bringt das Lächerliche hervor.

Zuerst offenbart es sich in Zuckungen der Wangen und des Mundes. Theilen diese sich der Brust mit, so entsteht ein unmelodisches, widerwärtiges, das Ohr zerreißendes Gällen, bald klaffend, bald heulend bald wiehernd. In krampfhafter Bewegung fahren die Hände gegen einander als wollten sie sich zerreiben, oder gegen die Stirne, als wollten sie dieselbe zerschlagen. Ja, man hat Beyspiele, daß Menschen vor Lachen zu Boden gesunken sind, und bedauernswürdigen Kranken ähnlich, da lagen, als wollten sie in jedem Augenblicke verscheiden. Das alles giebt ein anschauliches Bild von der zerstörenden, gegen sich selber gerichteten und sich

selber aufhebenden Thätigkeit der Seele in diesem gewaltthätigen Zustande der Zerrüttung. Das Vergnügen an dem Lächerlichen hat daher einigen ernsthaften Leuten so seltsam und mit der Würde eines vernünftigen Wesens so unverträglich geschienen, daß sie die Ursach davon einzig und allein in dem Körper aufsuchten. Die Zuckungen beym Lachen, sagt man, wenn sie nicht zu gewaltsam sind, beschleunigen den Umlauf des Blutes und der Säfte, spannen Nerven und Muskeln, theilen den Organen eine heilsame Erschütterung mit und geben uns dadurch ein Gefühl von Lebenskraft, wie Kinder es haben, wenn sie, gesättigt von Schlaf und Speise, im Genusse der ganzen Fülle ihres noch frischen Lebens vor unerklärbarer Wollust lachend aufjauchzen. Ich für mein Theil bin so weit entfernt,

diesen Genuß, den das Lächerliche gewährt, gering zu achten, daß ich vielmehr glaube: wenn die Poesie überhaupt verjüngen kann: so vermag sie es am meisten durch die Kraft der komischen Dichtung.

Aber dennoch, gleichwie es dem Platonischen Jon zu Folge oft geschieht, daß, wenn der Leib ruht, nur die Seele tanzt: so geschieht es nicht minder oft, daß nur die Seele lacht. An der unsäglichen Freude, womit die gefälligen Scherze der Sokratischen Ironie seit Jahrtausenden den Edelsten und Besten des menschlichen Geschlechts die süßesten Stunden des Lebens erheitert haben, hat der Leib nicht den geringsten Antheil. Nein! es giebt eine Gattung des Lächerlichen, woran die Freude einen edleren Ursprung hat. Alle Menschen nämlich tragen in sich die Idee von etwas Allge-

meinem, Nothwendigem, Ewigem und Unveränderlichem, welches die einzelnen Erscheinungen zu einem gesetzmäßig wirkenden Ganzen verknüpfend, das All bildet. Je edeler nun der Mensch ist, desto stärker ist sein Verlangen, diese Idee des Alls immer lebendiger und klärer in sich zu machen, desto inniger seine Freude an den Werken der Kunst und Wissenschaft, welche nichts anderes sind als Symbole des Alls für die Anschauung und den Verstand, desto reger sein Streben, allem Endlichen und Zufälligen Spuren des Ewigen und Unvergänglichen abzusehn oder einzudrücken. Wunderbar ist es, zu bemerken, wie alles in der Natur der Gewalt dieses Strebens nachgiebt. Das härteste Gestein erweicht, belebt, beseelt sich unter dem Meisel des Bildners, die Bahnen

des Schalls und des Lichts unterwerfen sich dem Maßstabe und der Rechnung.

Einen nur, nur Einen Bezirk von Erscheinungen giebt es, woran dieses Streben scheitert. Das ist das alltägliche Thun und Lassen thörichter Menschen, der Unzusammenhang zwischen den einzelnen Stunden eines jeden ihrer Tage, das Mißverhältniß zwischen ihren Zwecken und den Mitteln, die sie anwenden zur Erreichung derselben, die kindische Verkehrtheit, Kleines als groß und Großes als klein zu behandeln. Betrachtet man den Widerspruch dessen, was die Menschen thun mit dem was sie sollen: so erscheint es unsittlich und versetzt in eine ernste, bald zornige, bald schwermüthige Stimmung; betrachtet man den Widerspruch dessen was die Menschen thun mit dem, was

sie wollen: so erscheint es thöricht, und versetzt in eine satirische Stimmung.

Es ist schön und des edel denkenden würdig, alles, was nur dessen fähig ist, auf die Idee der Ideen, auf das Göttliche beziehend, gleichsam zu begeistern; es ist nicht minder schön, und des edel denkenden nicht minder würdig, den untauglichen verächtlichen Stoff, den er nicht begeistern kann, in Gedanken zu vernichten. Das thut der komische Dichter.

Erfüllt mit der Idee eines besonnenen einfachen, reingestimmten, zusammenhangenden und in sich einigen und beschlossenen Menschenlebens übersieht er, so weit der Kreis seiner Erfahrung und die Kunde ferner Zeiten und Länder reichen, das wirkliche Leben der Menschen mit seinen Widersprüchen und Mißverständnissen, mit dem tausendfachen

Gewirre nichtswürdiger Leidenschaften, mit den unaufhörlichen Neckereyen kleiner fehlgeschlagener Wünsche.

Gleich jenem Meistersänger

Sieht er die Welt vor sich stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Thut ihn führen durch alle Land,
Und ihm zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert,
Mag ihm aber bei Allem geschehn
Als thät er in einen Zauberkasten sehn,
Schreibt das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht eine Witzung werden.

Bedenkt man, die Kraft der komischen Dichtung bestehe eigentlich darin, durch

durch den Schein des Wesenhaften zu täuschen, nur um diese Täuschung wieder aufzuheben; eine Reihe von Erscheinungen zu bilden, nur um sie wieder zu vernichten: so möchte man meinen, daß eine gewisse Erhabenheit der menschlichen Natur nirgendwo anders sichtbarer werde. Die Stärke des Geistes und Hoheit der Seele, welche dieß erfodert, sind auch ohne Zweifel Ursach, warum die Zahl derer, welche die komische Muse ihrer Gunst gewürdigt hat, von jeher so gering gewesen; und es erweckt daher billig Unwillen, wenn der erste der beste Schäker, der sich selber noch in dem Wuste des Lebens umhertreibt, sich erkühnen will, seine Possen als Eingebungen der komischen Muse zur Schau zu stellen. Wahrlich! Lessing hat recht: Man muß lange ernst gewesen seyn, um mit Verstande zu lachen, und, setze ich

hinzu, Verständige künstlerisch zum Lachen zu reizen.

Geben wir dem Eindruck Raum, den eine Tragödie auf uns macht: so fühlen wir uns niedergedrückt von der Obermacht des über uns waltenden Verhängnisses, aber zugleich erhoben durch ein Gefühl inwohnender Kraft, demselben mit Gleichmuth zu begegnen und mit Anstande zu unterliegen. Die Stimmung, worein die Komödie versetzt, ist fröhlicher Leichtsinn. Wir sehen das Kleine klein und das Gemeine, wie jede Stunde es bringt, in seiner Geringfügigkeit. Gereinigt von jedem falschen Triebe, werfen wir das Gepäck der alltäglichen Plagen ab; und wenn wir von heiterer Höhe das Erdgewimmel überschauend, die Gaukler, welche wachen, um Mühe anzurichten, zu unsern Füßen sehn, wie sie selber sich am unbarmher-

zigsten mitspielen, dann geschieht es wohl, daß wir bald leiser bald lauter ausrufen:

Drum treib's ein jeder, wie er kann,
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann,
Der Hohe stolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Was in dieser Stimmung ergötzt, ist nicht das Widersinnige an sich, auch nicht, wie viele meinen, die Schadenfreude, an andern Thorheit zu bemerken, von der man selber sich für den Augenblick frey findet; nein, es ist das Gefühl inwohnender Kraft, dem Nichtigen den Schein des Wesenhaften, womit es sich umkleidet, und in unbewachter Stunde uns selber täuscht, abzustreifen und es in seiner Nichtigkeit anzuschauen.

Die schweren Prüfungen, die ein hohes Geschick uns auferlegt, sollen wir,

wie die Weisen sagen, mit Fassung warten, um die Leiden, welche uns kränken, in eine erhabene Rührung zu verwandeln. Hiezu bedürfen wir der Fülle des Herzens und des Beystandes großer Ideen. Gegen die kleinern Uebel aber, die Tag für Tag aus der Saat unserer eigenen, oder der Thorheit unserer Nachbarn aufkeimen, muß man angriffsweise zu Felde gehn, und hiezu bedarf man des Witzes und der Gewandtheit im Gebrauche der Waffen, die er darbietet.

Wer mit beiden, mit Witz' und Herzensfülle versehn, es sich zur Regel machte, von jedem Tage die Morgenstunden dem Wahnsinn zu weihn, die Abendstunden dem Unsinn, in der Zwischenzeit aber, die dem Beruf angehört, musterhaft vernünftig zu seyn, der könnte im Bewußtseyn wohl geführten Wan-

dels am Schlusse jedes Jahres zu sich sagen:

Da lebte ich, dieß Tröpfchen Zeit
Nach seinem innern Werth war eine Ewigkeit.

So sprach Almot. Als er geendet hatte, trat Arnold auf einige Minuten vor das Gemählde, wandte sich dann zur Gesellschaft und sagte scherzend: Ich zweifle, ob die, deren Bildniß dieses Gemählde darstellt, sich viel von Almots Lobe zueignen kann. Meine Rede, erwiederte er, galt auch nicht der hohen Gestalt, sondern der kleinen neben ihr stehenden, in welcher ich die komische Muse zu erkennen glaube. Darin scheinst du geirrt zu haben, antwortete Arnold. Auch in dem Antlitze dieses Kindes bemerk' ich zwar ein Lächeln, aber von der Art desjenigen, womit Homer die göttliche Genugsamkeit bezeichnet; nichts von Zuckung, noch weniger von krampfhaf-

ter Zuckung. Hätte der Künstler, wie du, gemeint, daß die Würde der Kunst nirgend herrlicher erscheine als in der Darstellung des Lächerlichen: so hätte er es gewiß angedeutet. Gleich andern vortrefflichen Denkern und Dichtern scheint er von dem Werth des Lachens geringere Vorstellung gehabt zu haben, als du. — Ich gestehe es, erwiederte Almot, was man einstimmig erzählt von dem hohen Ernste der Weisen des Alterthums, und die harten Urtheile des Plato, Hemsterhuis und Jacobi gegen die Freude am Lachen; es hat mich bisweilen irre gemacht in meiner Ansicht davon, bis Jemand mich beruhigt hat, von dem ich es am wenigsten erwartet hätte, — Pascal. Man denkt sich, sagt der fromme Mann, den Plato und Aristoteles gewöhnlich in langen Röcken als Männer von immer Ehrfurcht gebietender

Würde und Feyerlichkeit. Es waren wackere Leute, die mit ihren guten Freunden lachten, wie alle andere; und wenn sie Gesetze entwarfen und politische Abhandlungen schrieben: so geschah es zum Spiele und um sich zu ergötzen.

In der That, fuhr Almot fort, was Leute von zartem Gewissen in der Freude am Lachen stört, rührt vielleicht nur daher, daß sie nicht unterscheiden das reine Lachen von dem interessirten. Diesem, ich meine das Verlachen und das Hohnlachen ist immer etwas Unsittliches beygemischt. Das reine aber um sein selbst willen lachende Lachen, welches lacht nur um zu lachen, ist etwas ganz Unschuldiges. Diese Unterscheidung des reinen und interessirten Lachens verdank' ich einem Metaphysiker, der seit vielen Jahren an einem weitläuftigen Werke über das Lächerliche arbeitet, und

es so ernsthaft nimmt, daß, wenn er in fröhlicher Gesellschaft ist, er niemals mitlacht, um andere desto besser beobachten zu können

Gleich einem Thier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

In Beziehung darauf daß es bald Vorstellungen bald Empfindungen sind, deren Wechsel das Lächerliche hervorbringt, wollte er noch unterschieden wissen ein episches und ein lyrisches Lachen, bediente sich aber hiebey so wunderlicher Redensarten, daß ich vergessen habe was er eigentlich meinte.

Vielleicht, erwiederte Arnold, erinnerst du dich dafür dessen, was neulich Jemand behauptete, daß der Mensch desto ernster würde, je weiter er in der Ausbildung fortschritte.

Sehr wohl, versetzte Almot; auch dessen, was ich darauf erwiedern wollte, wenn ich nur hätte zu Worte kommen können.

Es läßt sich doch wohl etwas dafür anführen, antwortete Arnold. Alles nämlich, was die Menschen sich denken können von Vollkommenheit und Glückseligkeit, das fassen sie zusammen in ihre Ideen von Paradies und Elysium. Ist es aber bey irgend einem Dichter oder Propheten erhört, daß die Menschen im Paradiese gelacht haben, oder in Elysium lachen werden?

Almot wollte antworten, und es schien eine lange Unterredung sich anspinnen zu wollen; aber Thorald schnitt sie ab, indem er sagte: Du kannst recht haben, Almot, in dem, was du gegen den Arnold zu sagen im Begriffe bist;

Dennoch möcht' ich dich tadeln, daß du die Poesie gelobt hast wegen eines Vorzuges, worüber sich noch streiten läßt, ob es ein Vorzug ist. Auch dich Likolf möcht' ich tadeln, daß du sie gelobt hast, zwar wegen eines unbestrittenen Vorzugs, den sie aber mit andern Künsten theilt. Oder meinst du nicht, daß, gleichwie bei dir die Sehnsucht nach dem Unendlichen Befriedigung fand in den Werken der Dichter, bey andern dieselbe sie findet in Tönen, Formen und Farben. Man dürfte also in deiner Rede nur statt Dichtkunst Mahlerei oder Musik setzen: so wäre sie eine Lobrede auf diese so gut als auf die Poesie. Wir andern übrigens, die nach euch sprechen sollen, sind euch Dank schuldig: denn ihr übergebt uns den Gegenstand ganz unberührt. So viel Gutes und Schönes ihr auch gesagt

haben mögt — über die Dichtkunst habt ihr noch nichts gesagt.

Um nicht gleichem Vorwurfe mich auszusetzen, will ich die Poesie loben wegen eines unstreitigen und ihr eigenthümlichen Vorzuges, ich meine das Verdienst derselben um Bildung und Vervollkommnung der Sprache. Freude, Schmerz, Begierde, Furcht, entreißen der Brust des Menschen Laute, welche in andern dieselbe Empfindung erwecken, von welcher sie ausgiengen. Gestalten und Farben dagegen, wie auch die Verhältnisse der Dinge, worin sie stehn in Ansehung der Zahl, des Maßes, des Raums und der Zeit, als Ursach und Wirkung, als nothwendig und zufällig — das alles macht zu schwache und unbestimmte Eindrücke, als daß diese von selbst sich könnten in angemessenen Lauten mittheilen. Was hier

die Natur dem Menschen versagt, suchte er zu ersetzen durch Ueberlegung. Die Laute, die sich vermittelst der Kehle durch bloße Oefnung des Mundes hervorbringen lassen, genügten nicht für den Reichthum des darzustellenden Stoffs. Man nahm also Gaumen, Zunge, Lippen und Zähne zu Hülfe; und so bildeten sich gegliederte Töne. Um diesen die Kraft und Verständlichkeit zu geben, die sie nöthig hatten, wenn sie Zeichen der Mittheilung werden und bleiben sollten, bedurften die Erfinder und Bildner der Sprache, Innigkeit und Zartheit, Lebendigkeit und Bestimmtheit der Empfindung, Umfang und Schärfe der Beobachtung, Gewandtheit des Witzes in Scheidung des Verknüpften, und Bindung des Getrennten, Regsamkeit des Erfindungsgeistes, übermächtiger Einbildungskraft

in solchem Grade, daß es nicht zu kühn seyn wird, zu behaupten: die Bildung der Wörter, Formen und Fügungen, woraus die Verse der Iliade und Odyssee bestehn, erforderte einen eben so großen Aufwand von Dichtungsvermögen, als jene göttlichen Gesänge selbst, welche die Bewunderung der Welt gewesen sind und immer bleiben werden. Es ist also klar: Ohne Hülfe der Poesie konnte keine Sprache entstehn; eben so wenig aber Poesie ohne Sprache. Um das Räthsel dieser Erscheinung aufzulösen, unterscheide ich Dichtung und Dichtkunst, und sage: Die einzelnen Wörter, Formen und Fügungen sind das Werk der Dichtung, Sprache ist das Werk der Dichtkunst.

Pythagoras empfahl seinen Jüngern, jeden Abend die Geschichte des zurückgelegten Tages mit Genauigkeit zu wie-

derholen, und die Begebenheiten desselben mit Hülfe der Phantasie sich als ein Ganzes darzustellen, um eine helle Ansicht des Vergangenen und Voraussicht des Künftigen zu gewinnen. Was er hiebey beabsichtete, war vielleicht nicht allein sittliche Veredelung, sondern auch poetische. Das einfachste Leben ist reich an wunderbaren Fügungen und inhaltvollen Stunden, die uns künstlerischer Begeisterung fähig machen. Uebten wir uns nach Art der Pythagoreer in der Selbstbeschauung, wie würden wir erstaunen über die herrlichen Anlagen zur Poesie, die uns allen zu Theil geworden; wenigstens würden wir als wahr erkennen, was Lichtenberg sagt, jeder Mensch ohne Ausnahme habe jährlich wenigstens drey Augenblicke der Genialität, und der größte Dichter vor keinem unter uns etwas voraus als die

häufigere Wiederkehr solcher Augenblicke und die besonnene Auffassung derselben. In glücklichen Himmelsstrichen, wo die Menschen in der freyen Natur leben, in jener frühen Zeit, wo die Verhältnisse der Gesellschaft einfacher waren, die Anlässe zur Verstimmung seltener, unnatürliche Leidenschaften fremd, waren die Regungen der Genialität gewiß auch viel häufiger. Je geringer die Zahl ihrer Vorstellungen war, desto klärer war jede einzelne, und desto anschaulicher ihre gegenseitigen Beziehungen. In erwachsenen Leibern wohnten kindliche Seelen, in denen die unter allen Leidenschaften am meisten poetische herrschend werden mußte, die Bewundrung, woraus denn jene Schnellkraft der Seele entsprang, welche jeden empfangenen Eindruck nach seiner Stärke und Eigenthümlichkeit in sich aufnahm

und mit einem energischen Gegendruck erwiederte. Diesem Ringen des Geistes mit der Natur, diesen Kämpfen der Idee mit der Empfindung verdanken wir später Gebornen die Elemente dessen, wovon das Glück unseres innerlichen Lebens abhängt, der Sprache.

Bey einem Völkchen nämlich von gleicher Abstammung, das schon gewöhnt an die Geschäfte des Ackerbaus, sich in einem Thale angesiedelt hatte, und da in freundlichen Hütten wohnte, hatte im Laufe der Zeit sich eine Menge einzelner Wörter und Formen gebildet. Da stand Einer unter ihnen auf, ausgezeichnet vor allen durch Empfänglichkeit für das Schöne und durch Begierde, sich mitzutheilen. Das war der erste Dichter. Wer so glücklich gewesen ist, (und wohl ihm! denn ganze Jahrhunderte gehn vorüber, ohne mit solcher Erscheinung zu erfreun) einen wahrhaften Dichter

von Angesicht zu Angesicht zu sehn, der weiß, wie alles an ihm, Gestalt, Stimme, Gang, Gebehrde ein Wesen höhrer Abkunft verkündigt, mit welcher Gewalt er die Gemüther an sich zieht, wie er die ihm selbst inwohnende Begeisterung verbreitet und jeden in die froheste Stimmung versetzt, wie willkommen er daher in der Gesellschaft ist, bey Greisen und Kindern, vornehmlich bey den Jungfrauen. Stärker noch mußte dieser Eindruck seyn in der Jugend der Welt, bey so viel größerer Empfänglichkeit für das Würdige. In Hütten also, wo Hausmütter geschäftig waren unter ihren Kindern, an den Brunnen, wo die Töchter des Landes sich versammelten, um Wasser zu schöpfen, auf dem Felsen und unter dem Eichbaum,

Wo Jungfrau traulich und Jüngling,
Jungfrau traulich und Jüngling, zu holdem
Geschwätz sich gesellen.

in dem Getümmel der Jagd und auf den Schlachtfeldern, wo eine trotzige Jugend sich zu Kampf und Tod herausfoderte, hier und an heiligen Stätten, in Hainen und Tempeln, überall erregte er durch seine Gegenwart Empfindungen, die sich, dem Redenden selber zum Erstaunen, in die trefflichsten Worte ergossen. Unter diesen und den schon früher vorhandenen die schönsten auswählend, faßte er Muth, was er von göttlichen und menschlichen Dingen gehört und gesehn, zu einem Ganzen zu verbinden und darzustellen. In der Kindheit des menschlichen Geschlechts, wirkte die Empfindung stärker als der Gedanke. Das erste Werk der Rede also war Gesang. Dieser vereinigte die vorher zerstreuten Dichtungen; und als er erscholl, vernahm jeder die Worte, die er entweder selbst erfunden, oder von den Genossen

seines Hauses und Geschäfts gehört hatte; von denen, die er nicht verstand, ahnete er die Bedeutung. So wie der Sänger von Hütte zu Hütte wanderte, zog er eine hörbegierige Menge sich nach, bis er alle Thalbewohner um sich versammelte. Die Gewalt des Liedes, das sie einander auslegten, verbrüderte sie alle, und gab jedem die Empfindung, einer Gemeine anzugehören, für die er wirken könnte durch Wort und That. Nun erhielt das Leben einen Reiz, wovon man noch keine Vorstellung gehabt hatte. Die Schmeicheleyen und die Klagen der Liebe gewannen eine rührende Zärtlichkeit, der kein jugendliches Herz widerstehen konnte; die kriegerische Wildheit veredelte sich zum Heldenmuth; die Feste wurden feyerlicher durch die Gebethe und Gesänge, womit man sie begleitete; die allgemeine Thätigkeit fügte sich in

gesellschaftliche Ordnung, seit man die Gemüther durch Ueberredung leiten konnte. Das alles war das Werk des ersten Dichters. Wenn er mit bekränztem Haupt in langer Kleidung einhergieng, überall empfieng man ihn wie einen Gott. Die Kraft seiner Stimme reichte nicht hin, die unersättliche Hörbegierde zu befriedigen, darum wählte er Gehülfen, deren Gedächtniß er die Lieder anvertraute, und mit den Liedern, welche er ihnen in die Seele pflanzte, streute er Keime aus zu neuen schöneren Gesängen, deren vereinigte Kraft hinreichte, in einem Menschenalter eine Sprache zu bilden für Jahrtausende und unzählige Geschlechter. Ohne Zweifel war es der Reiz der Neuheit, womit noch die alte Semitische Sprache wirkte, als Hiob in den Tagen seines Ruhms und seines Glücks die Seelen der

Menschen erquickte durch den sanften Fluß der Worte. Meine Rede, ruft er aus, troff auf sie. Sie warteten auf mich, wie auf den Regen, sie sperreten ihren Mund auf, wie nach dem Abend=regen. In so jugendlicher Frische blühte auch die ionische Sprache in den herrlichen Tagen der Homerischen Ge=sänge. Was in diesen die Hörer freute, war gewiß nicht allein der Inhalt von den bewunderungswürdigen Thaten der Götter und Heroen; es waren auch die lieblichen Klänge, die ihnen halfen, die flüchtige Empfindung zu fesseln, und den vorübereilenden Augenblick zu er=greifen. Daher die Entzückung, womit sie aufhorchten, wenn der Sänger in die Saiten rauschte, womit sie nachhorch=ten, wenn der Gesang schon lange ver=stummt war.

So denn haben Dichter die Sprache gebildet, sie haben sie gebildet, von den schon vorhandenen Worten und Fügungen die schönsten auswählend und sammlend, diese bereichernd durch neue, die sie entweder selbst erfanden, oder wozu sie andere begeisterten, endlich dem Allen Bestand und Dauer verleihend durch die Lieder, welche sie daraus zusammensetzten. So haben sie Sprache und mit ihr Menschheit gebildet.

Doch glaubet nicht, daß ich nur von alter Zeit rede; der spätern Dichter Verdienst ist nicht geringer als der frühern, indem sie, was diese zuerst bildeten, unablässig vervollkommnen. Daß dieses von so vielen verkannt wird, rührt vielleicht her von den unrichtigen und nicht genug würdigen Vorstellungen, die man von der Kunst des wörtlichen Ausdrucks hat.

Als Winckelmann vor der Bildsäule des Belvederischen Apollo stand, war ihm die ganze Seele angefüllt mit einer einzigen Empfindung, die sich wortlos in seinem Innern bewegte.

Voll Verlangens, das Erfreuliche derselben zu künftigem Genusse zu bewahren, und andern mitzutheilen, suchte er, dieselbe festzuhalten. Während er hierauf sinnt, fängt es nach und nach an, in seinem Innern zu klingen von einer Menge einzelner Töne, woran vormalige den itzigen ähnliche Empfindungen geknüpft waren, von Tönen, durch deren kunstmäßige Verbindung er dem von der Bildsäule empfangenen Eindruck Ausdruck gab.

Dem beschauenden Winckelmann gleicht der Dichter, wenn er sein Werk im Innern aussinnt; dem redenden, wenn er dasselbe außer sich darstellt. Durch

bekannte Worte ehemalige Empfindungen zur Erweckung noch nicht gehabter zu ordnen, darin besteht die Kunst des wörtlichen Ausdrucks. Sobald nach der ersten Bewegung, worein jeder neue Gedanke versetzt, die Seele sich beruhigt hat, sucht der Dichter, ihn in seine Elemente aufzulösen. Während dessen regt ihm die Phantasie schöne Erinnerungen aus dem vergangenen Leben auf, und läßt sie vorüber schweben in Tönen, von welchen er die heraushorcht, die harmonisch eingreifen in die itzige Bewegung seines Herzens. Je reicher nun der Schatz seiner Erinnerung ist, und je lebendiger die Anschauung des darzustellenden Gegenstandes, desto schwerer wird ihm die Wahl, und oft reicht die Mühe ganzer Tage und Nächte nicht hin, nur für ein einziges Gleichniß die rechten zu treffen. An dieser Mühe läßt

er

er uns, für die er arbeitet, nicht Theil nehmen, wohl aber an der Freude, eine Menge einzelner und chaotisch zerstreuter Empfindungen, die wir, uns selber unbewußt, in den von Kindheit an vernommenen Worten aufbewahrten, zu einem Ganzen vereinigt zu sehn, wovon wir noch keine Vorstellung hatten. In dem Maße nämlich als des Dichters Worte mit seinen Ideen, stimmen sie auch unter einander zusammen, und wenn er, bis zur Andeutung der feinsten Nebenbegriffe, überall den rechten Ton treffend, die Darstellung bis zum Vollendeten erhebt: so giebt er uns in seinem Werke das Höchste, was ein Mensch dem andern bieten kann, eine Anschauung des Alls, wovon alsdann sein Werk ein würdiges Sinnbild ist, sofern alles darin mit allem in inniger und durchgängiger Verknüpfung wirkt nach Gesetzen.

Was die Dichter in den Stand setzt, den Geist ihrer Sprache unter allen Menschen am reinsten aufzufassen, ist, daß sie in so reichem Maße besitzen was ich oben Schnellkraft des Geistes nannte. Diese aber theilet sich nach Art der magnetischen Kraft allem Gleichartigen mit, was sie berührt; und wenn sie wissenschaftliche Seelen durchdringt: so bildet sie aus ihnen das bewunderte Geschlecht der historischen, philosophischen, und polischen Redekünstler.

Ihren Ruhm verdanken diese vornehmlich der Herrschaft, die sie über die Sprache ausüben, der Fähigkeit, durch Wahl und Stellung der Worte mehr anzudeuten als auszudrücken, und nichts anderes anzudeuten, als was dienen kann, ihre Gedanken am meisten und besten einander zu nähern und die wechselseitigen Beziehungen derselben

schnell und klar übersehn zu lassen. Die Zweckmäßigkeit und Fülle solcher Andeutungen bestimmt die Schönheit eines Werks der Rede, und nach dieser richtet sich seine psychagogische Stärke, die daher in genauem Verhältnisse steht mit dem Maße der aufgewendeten Dichtungskraft.

Dieß nicht früh genug erkannt zu haben, verkümmerte einem meiner edelsten Freunde das Leben, der eines bessern Schicksals würdig gewesen. Schon als Jüngling glaubte er sich berufen, Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden. Begeistert von der Würde, oder, wie er sich auszudrücken pflegte, von der Heiligkeit dieses Berufs, war er um nichts ängstlicher besorgt, als jede Art von Täuschung abzuwehren, welche die Reinheit des historischen Sinnes in ihm trüben könnte. Darum

nahm er feyerlich Abschied von Dichtern und Rednern, welche er beschuldigte, das Wahre dem Schönen aufopfernd, die Schlichtheit des Urtheils über die menschlichen Dinge zu verfälschen. In der ersten Hälfte des Lebens beschränkte er also seinen Fleiß auf Durchforschung der Urkunden, unter denen die geistlosesten ihm die zuverlässigsten schienen, und am willkommensten waren. Als er nun aber Hand an das Werk legte, um die einzelnen Thatsachen zur Darstellung einer Verknüpfung menschlicher Ereignisse im Zusammenhange, zu verbinden, sah er ein, daß er, um die wechselseitige Beziehung der Begebenheiten zu ergreifen und festzuhalten, einer umfassenden Einbildungskraft bedürfe, und der Kunst, mit wenigem viel zu sagen; und daß er das einzige Mittel, beides zu erlangen, versäumt hätte, das Studium der Dichter.

Ueber dem unaufhörlichen Verdruß, den ihm das immer ohnmächtige Ringen mit seinem Stoffe zuzog, starb er, ohne eine erfreuliche Spur seines mühseligen Fleißes zurückgelassen zu haben.

Da alle Menschen alles thun, die Gränzen ihres Daseyns zu erweitern und ihren Einfluß auf andere zu erhöhn, und zwar desto mehr je edeler sie sind: wie kommt es, daß wir eine Kunst vernachlässigen, die den, welcher sie ausübt, an Macht weit über alle Könige hinaushebt, und zum Herrn einsetzt nicht menschlicher Leiber, sondern menschlicher Herzen, eine Kunst, im Vertrauen auf welche, jener Meister in derselben mit Zuversicht von sich sagen konnte:

Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend,

daß sie giebt Samen zu såen und Brot zu essen: also soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch seyn; es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefållt, und soll mir gelingen, dazu ich es sende.

Hier hielt Thorald einige Augenblicke inne, wahrscheinlich, wie mir es wenigstens vorkam, nur um Athem zu schöpfen, und dann in seinem Eifer fortzufahren; allein der alte Kerolt, ungeachtet die Reihe, zu sprechen, noch nicht an ihm war, nahm unerwartet das Wort, und sagte låchelnd: Scheint es euch nicht löblich an dem Thorald, daß er das Ende seiner Rede zum Lobe der Beredtsamkeit mit einem Spruche schließt, den man mit größerm Rechte gegen dieselbe anwenden könnte. Wir wissen ja nur allzuwohl, daß der gottbegeisterte Sprecher, dessen Worte er anführt, mit aller

seiner mächtigen Beredtsamkeit nichts von dem erreichte, was er beabsichtigte, und eben so wenig, wie Demosthenes, vermogte, die trägen Herzen des Volks aus dem Schlummer der Knechtschaft aufzustören. Spätere seiner Landesleute dagegen, die eben nicht in dem Ruf stehn, irgend einer Sprache mächtig gewesen zu seyn, weder der, die sie redeten, noch weniger der, die sie schrieben, haben durch ihr, fast möcht' ich sagen, kindliches Lallen ein Seelenreich errichtet, das seines Gleichen nicht hat an Umfang, Schönheit und Dauer. Es scheint also, die Wirkung eines gesprochenen Worts hange weniger ab von der Kunst des Redners, als von einer göttlichen Fügung.

Wessen du außerdem erwähntest in deiner Rede, freylich mehr andeutend als ausführend, von dem Ursprunge der Sprache oder vielmehr der Elemente derselben, hat mich an mancherley erinnert,

was ich mir selber ehemals darüber ausgedacht oder bey andern gelesen habe. Denn als ich in deinem Alter war, liebt' ich sehr dergleichen Untersuchungen. Seit einiger Zeit aber meine ich, die Unbeantwortlichkeit der hieher gehörigen Fragen einzusehn; und habe sie daher gleich mancher ähnlichen aufgegeben. Je weiter man fortschreitet im Leben, desto öfter begegnet es, daß manches aufhört, begreiflich zu seyn, was Einem sonst so schien; und anderes dagegen wird glaublich, was man sonst nicht dafür hielt. Ihr dürft also nicht fürchten, daß im Alter das Leben dunkler werde als in der Jugend. Beiden ist Licht und Schatten in gleichem Maße gemein; nur ist das Licht anders vertheilt, und wenn ich so sagen darf, von anderer Farbe. Doch giebt es einen Theil deiner Rede, den ich vielleicht besser würdigen kann,

als sonst einer der Anwesenden. Wenn ich bedenke, wie mir zu Muthe war bey der ersten Lesung der früheſten Gesänge des Messias: so möcht' ich glauben, was du von dem Eindrucke sagst, den der erste Dichter unter einem noch neuen Volke auf die Gemüther gemacht habe, sey einiger Maßen treffend. Ihr Jüngern, die ihr unter der freundlichen Einsprache unserer Dichter geboren und aufgewachsen seyd, könnet euch schwerlich eine Vorstellung machen von der Bekümmerniß einer empfindnngsvollen und gedankenreichen Seele, der es an Tönen fehlt, sich mit sich selber zu verständigen, und andern mitzutheilen. Wie oft sehnt' ich als Knabe mich, was ich aus den Alten gelernt hatte, in Worte zu fassen, ohne deren in der Muttersprache zu finden, die ohne Kraft, ohne Anmuth, ohne Adel und Wohllaut, nur in dem Munde des

Pöbels ein kümmerliches Leben führte; und eben als der Unmuth hierüber anfieng, mich zu quälen, als das freylich sich selbst nicht kennende Verlangen, das Band der Zunge gelöst zu sehn, am heftigsten geworden war, erschienen die ersten Gesänge des Messias. Ich habe oft vergebens darauf gesonnen, den Eindruck, den sie auf mich machten, zu schildern. Jetzo fällt mir etwas ein. Denkt euch einen sehr musikalischen Knaben, der in früher Jugend zu einem rohen Volke entführt würde, aber einen Schatz von Erinnerungen an gehörte kunstreiche Melodien aus der Heimath in die Fremde hinüberflüchtete, und daß diese bey dem Klange barbarischer Instrumente jedes Mal sich regten, und ihn mit einer Sehnsucht erfüllten nach etwas, wovon er keine Vorstellung hätte, aber das Bedürfniß fühlte. Was ein solcher Knabe

empfinden müßte, wenn er endlich nach einer langen Reihe qualvoller Jahre aus seinem Traum aufgeweckt würde durch eine Musik wie etwa das Requiem von Mozart: so rissen die ersten Gesänge des Messias mich hin durch die Schönheit der Sprache.

Die Dauer eines halben Jahrhunderts hat nicht vermogt, den Eindruck davon zu verlöschen.

Noch steht mir der Baum vor Augen, wo ich zum ersten Male las:

So zärtlich und fühlend
Als die Seele des stillen Lebbäus sind wenig erschaffen.
Da ich aus jenem Gefilde sie rief, wo die Seelen der Menschen
Schweben vor des Leibes Geburt, sich selber nicht kennend,
Fand ich sie im Trüben an einer rinnenden Quelle,
Welche wie fernher weinende Stimmen klagend in's Thal floß.

Als der Seraph noch sprach, da trat der stille
Lebbäus
Unter sie hin. Mit Schnelligkeit wich die
hohe Versammlung
Vor dem Sterblichen. Also zertheilen sich
Frühlingslüfte,
Vor der Nachtigal klagendem Ton, wenn
sie mütterlich jammert.

Oder:

Sey uns zu deiner Schöpfung gegrüßt,
unsterbliche Freundin,
Heilige Tochter des göttlichen Hauchs, komm,
sey uns gesegnet!
Du bist schön und zärtlich wie Salem, wie
Raphael himmlisch,
Und erhaben. Dir werden aus deiner
heiteren Fülle
Wie aus der Morgenröthe der Thau, die
Gedanken geboren.

— Diese und andere Stellen theilte er mit, ohne Zusammenhang, wie sie ihm einfielen, bis er endlich lange genug schwieg, daß Adalmar wagen konnte,

ihn zu unterbrechen. Lieber wunderbarer Greis, sagte dieser, wie würde Klopstock sich freuen, wenn er dich so reden hörte; aber ich bin gewiß, er würde wiederholen, was er oft mir selber gesagt hat, wie viel er in Ansehung der Sprache Luthern verdankte und namentlich der Bibel, ohne welche ihm unmöglich gewesen, und durch welche ihm leicht geworden wäre, für seine Gedanken Worte zu finden. Gewiß hast auch du in der Jugend die Bibel fleißig gelesen; wie konnte nun Klopstocks Sprache dich so überraschen?

Daß ich von Kindheit an die deutsche Bibel fleißig gelesen habe, antwortete Kerolt, ist wahr, aber sie diente mir zu nichts, als mich mit einzelnen Worten und Formen zu versehn, welche, wie nach Thoralds Dichtung die Elemente der Sprache anfangs in verschiedenen

Seelen vertheilt waren, in meinem Innern zerstreut lagen, ohne daß ich etwas damit anzufangen wußte. Denn so wie, wenn ich die Alten las, es mir für meine Gedanken an Worten fehlte: so fehlte es mir, wenn ich die Bibel las, für die schönen Worte an Gedanken. Ueber die Ursach hievon wäre viel zu sagen. Aeltere Leute rühmen oft die zur Zeit ihrer Jugend herrschende Religiosität; aber glaubt das nicht ohne Einschränkung. Der wahrhaft Frommen gab es damals nicht mehr und nicht weniger als itzo, und als es ihrer von jeher gegeben hat, und geben wird bis an das Ende der Tage. Aber was dem großen Haufen damals für Religiosität galt, war, ich will nicht sagen, schlimmer, doch nicht viel besser als die Irreligiosität, die man unsern itzigen Zeitgenossen vorwirft. Es

bestand, um es kurz zu sagen, aus einem künstlichen Gefüge von lauter Mißverständnissen, welches den Geist verwirrte, die Leidenschaften verunreinigte, den Muth niederschlug und das Leben trübte. Kein Wunder also, daß auch Klopstock für das Werk seines Lebens anfangs den Stoff anderswo suchte. Früh hab' er sich, sagt er, dem Vaterlande geweiht:

Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkohr ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreyer, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor.

Wenn ihr wüßtet, bis zu welchem Grade damals das Heilige in der Religion verstellt war, und wie tief es verschüttet lag unter dem Wuste theologischen Irr-

sals: ihr würdet erstaunen über den Muth, der es unternahm, dieses Chaos zu ordnen, und mit dem Schmucke der Poesie zu bekleiden; ihr würdet die schwärmerische Verehrung, welche des Dichters damalige Zeitgenossen ihm erwiesen, begreiflich und verzeihlich finden.

Was der ungeweihte Mund frömmelnder, seichter, zelotischer und aberwitziger Kanzelschwätzer zum Gegenstande des Hasses, der Furcht und des Ueberdrusses gemacht hatte, das verwandelte die fertig und reinlich redende Zunge des Dichters in Gegenstände der Andacht, Liebe und Verehrung. Durch ihn sahn wir die gleichartigen Stoffe unseres innerlichen Lebens, die zu unserer Qual getrennt waren, sich nach und nach zusammenfügen, die ungleichartigen, die zu unserer noch größern Qual verbunden waren, sich scheiden;

den Streit zwischen den Gedanken und Empfindungen geschlichtet, die Ahnung der Verwandtschaft zwischen dem Wahren Guten und Schönen erfüllt; und, um alles auf ein Mal zu sagen, wir fanden uns erbauet. Darum scheint mir sehr glaublich, was man von Dichtern erzählt, wie Orpheus, Musäus und Olen, daß sie allein durch die Gewalt des Liedes neue Gottesdienste eingeführt haben, oder wie gar Thorald meinet, die ersten Stifter des geselligen Lebens geworden sind. Denn was mir damals, ich weiß es, widerfuhr unzähligen andern. Abergläubige und Ungläubige begleiteten mit gleicher Bereitwilligkeit den Dichter in den heitern Bezirk der Kunst, und wurden befreundet, weil der eine sich erleichtert fühlte von dem, was ihm das Leben belästigt hatte, und der andere bereichert mit so vielem, dessen

Entbehrung ihm das Leben verkümmert hatte. Ich habe Jünglinge gesehn, die mit Worten des Dichters auf den erblassenden Lippen aus dem Leben schieden in einer untrüglich scheinenden Vorempfindung einer neu aufblühenden Zukunft; ich habe andre gesehn, welche weinten, ihnen nicht folgen zu können. Ja! mit solcher Gewalt traf er das Herz, daß man von ihm sagen kann:

In's rohe Leben bracht' er milde Sitte
Er brachte Himmelshoffnung in den Tod.

In der Folge freylich hab' ich gefunden, daß mir damals an diesem Gedichte am meisten gefiel, was mir niemals hätte gefallen sollen.

Die Idee eines unbegreiflichen Urwesens, welches durch Allmacht und Allweisheit Urheber und Ordner der Natur und Schicksale ist, kann nicht von Reli-

giosität ausgehn, und nicht zu ihr hinführen. Darum ist der Stifter unsers Glaubens bemüht gewesen, den Blick des Geistes von außen nach innen zu wenden, um hier Beziehungen zwischen uns und der Gottheit zu entdecken, die wir fassen könnten. Wer, in dem Glauben an ihn, überzeugt ist, eine muthige, standhafte, wohlgeordnete Seele sey etwas Göttliches, und der sanfte Fluß eines tugendhaften Lebens dasjenige, worin die Gottheit sich herrlicher offenbare, als in dem herrlichsten Werke der Natur, kann nicht ohne Verstimmung ihn besingen hören in einem Gedichte, worin meist nicht sowohl evangelische Begeisterung herrscht als prophetische.

Eine christliche Seele suchet Gott nicht außer sich in der Natur oder in den Anstalten zur Belohnung und Bestrafung der Guten und Bösen; sie

suchet ihn in sich, in der Einsprache des Gewissens, in den ihr inwohnenden Ideen des an sich Wahren, Guten und Schönen, in dem geheimnißvollen Spiele wunderbarer Kräfte, zu denken und zu handeln. Die Ruhe, die ihr zu Theil wird in Augenblicken, wo sie ihn hier findet, wo sie mit ihm sich befreundet fühlt, und inne wird, daß er das Herz ihres Herzens und ihres Lebens Leben sey, und daß die Kraft wodurch die Welt hervorgebracht worden und dauert, dieselbe sey, wodurch auch unter Menschen gelingt, was irgendwo Löbliches geschieht; in Worten oder Thaten; diesen Frieden stört das Gedicht zu oft durch die vielen erhabenen Schilderungen von der unerreichbaren Hoheit des göttlichen Wesens, welche die Einbildungskraft ermüden und uns gewaltsam fortreißen von da, wo wir einheimisch

seyn sollen, und uns in dem Maße von Gott entfernen als sie uns von uns selber entfernen. Dennoch, wiewohl ich die in dem Gedichte herrschende Erhabenheit als etwas durchaus Unchristliches erkenne, muß ich doch zugestehn, daß sie damals der Belebung des Christenthums förderlich war. Wir bedurften starker Eindrücke, um von unserer Erstarrung aufgeweckt zu werden. Wodurch außer dem Inhalte das Werk hiezu am meisten beytrug, war unstreitig das von Klopstock gewählte Lautmaß. Hievon hatte ich bey meinem mangelhaften Unterrichte, aus den Alten wenig verstehn gelernt, doch genug, um in der Muttersprache die ganze Kraft desselben zu empfinden. Dichter haben mir oft erzählt, daß, so lang sie auf ihre Werke sinnen, sie sich selbstthätig finden; so bald sie aber anfiengen ihre Gedanken in

rhythmische Worte zu vertheilen, wäre ihnen, als würden sie von einer fremden höhern Macht fortgezogen; und hieraus könnte wohl, wie sie meinten, die alterthümliche Idee entsprungen seyn, von vorsingenden Musen, welche sich des Dichters nur als eines Werkzeuges bedienten. Von dieser Täuschung geht etwas auf den Hörer über. Mich wenigstens ergriff die neue Melodie, mit einer, ich sage nicht zu viel, mit einer wahrhaft göttlichen Gewalt; und wenn ich mich der Umbildung erinnere, die damals meine Sinnesart und Denkweise erfuhr: so schiene mir fast, Klopstock habe die Bewegungen meiner Seele in einen neuen Rhythmus eingesungen, dem ähnlich, welcher das Griechenleben überhaupt beseelte, nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft, in der Religion, im öffentlichen und

häuslichen Betriebe. Ich kann hierin mich irren, da zu selbiger Zeit sich mehreres vereinigte, entscheidend auf mich zu wirken.

Wäre aber dem, wie ich eben sagte: so hätte ich an mir selber erfahren, was die Alten sagen von der Kraft der verschiedenen Tonarten, als der lydischen, phrygischen und dorischen, und ihrem Einflusse auf die Sitten der Völker, bey denen sie geherrscht haben. Vielen scheint dieß unbegreiflich; und doch giebt es unläugbare Erscheinungen, die jeder an sich prüfen kann, und jenen ähnlich finden wird. Die eigenthümlichen Vorzüge nämlich, die man den alten Dichterwerken anrühmt, ihre sinnliche Klarheit, das Bestimmte in den Anschauungen, die sie gewähren, ihre Zweckmäßigkeit in der Fülle, und das Beruhigende ihrer endlichen Wir-

kung auf das Gemüth — dieß alles hängt zusammen mit ihrem Lautmaße; und was man als Eigenthümlichkeiten der Neuern anführt, ihr Streben, zu reizen und zu rühren, und daß sie mehr hinarbeitend auf Lebendigkeit als auf Gestaltung, in dem Hörer eine unbefriedigte Sehnsucht zurücklassen — das alles hängt zusammen mit unserm reimenden Gleichklange.

Jenes nämlich, das Maß, verbreitet die Aufmerksamkeit gleichförmig auf alle Theile des Gedichts, wie über eine Fläche; dieser, der Gleichklang, heftet sie auf einzelne Puncte; jenes erhält uns in dem Zustande der Betrachtung, dieser versetzet in den Zustand eines bestimmten Gefühls; jenes giebt Umriß, wie in der Mahlerey die Zeichnung, dieser, Ausdruck wie in der Mahlerey die Färbung. Offenbar also: Wählten die ältesten

Dichter

Dichter der Griechen den Reim, und die ältesten der Neuern das Maß: so hätten ihre Werke und Sprachen, und mit ihnen die Sitten der Völker die Charaktere mit einander vertauscht. — Fragte Jemand, was denn von beiden vortrefflicher sey, das Lautmaß oder der Gleichklang: so würd' ich antworten, beides sey etwas Vortreffliches, und am glücklichsten die, deren Sprache das eine wie das andere zulasse, vorausgesetzt, daß die Dichter die ihnen verstattete Freyheit mit Kunstweisheit gebrauchen. Daß nun Klopstock in Beziehung auf seinen Gegenstand eine glückliche Wahl getroffen habe, möcht' ich eben nicht behaupten. Da das Werk der Erlösung, welches er besingt, nicht, wie eine Verknüpfung menschlicher Ereignisse, sich anschauen, sondern nur insofern fassen läßt, als es in dem Innern eines jeden

vorgeht; da die Wunder und Weissagungen, wodurch es vollendet worden, hindeuten auf eine Ordnung der Dinge, wo die Erscheinungen nach ganz andern Gesetzen erfolgen, als die wir kennen; da die Verhältnisse zwischen uns und der Gottheit, die es offenbart, sich nicht begreifen lassen, sondern nur ahnen: so verlangen die Geheimnisse unserer Religion, um dichterisch dargestellt zu werden, die andächtige Rührung des Gleichklangs: denn durch das Maß verlieren sie an der Feyerlichkeit ihres Helldunkels, ohne die Klarheit zu gewinnen, welche von jenem die unzertrennliche Gefährtin seyn soll. Hätte Klopstock dieß erwogen: so wählte er vielleicht für sein Werk nicht den Hexameter, sondern die Stanze, und dann könnte man auf dasselbe mit noch größerm Recht', als schon itzo, die Worte anwenden, welche das

frömmste und christlichste unter allen Gedichten in unserer Sprache einleiten:

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbey.
Durch Berg und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frey.
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet:
So denket nicht, daß es ein Irrthum sey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde;
Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Gebehrde,
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Doch gesegnet sey jenes Mißverständniß, wofern es eins war, das Klopstocks Wahl

leitete; ohne dasselbe hätte er vielleicht den Einfluß seines Werks in dem Maße geschwächt, als den künstlerischen Werth desselben erhöht. Um zu wirken, was es sollte, mußte es auch in der Form außerordentlich seyn. Wenn daher jemand sagte, dieser Mann sey bestimmt gewesen, die Bildung der Deutschen zu gründen, und habe hiezu beytragen müssen durch seine Tugend nicht weniger als durch seine großen Fehler: so urtheilten vielleicht Freunde und Feinde desselben einstimmig, ein solcher sage etwas Treffendes.

Wohlan denn! wofern ihr meint, es gereiche der Po^sie selber zum Ruhm; über einen großen Dichter ein wahres Wort gesprochen zu haben: so hätt' ich hiemit meinen Beytrag zu diesem Redefeste gegeben, und könnte nun getrost das Wort einem andern überlassen. Ein

glücklicher Zufall fügt es, daß nach mir, dem ältesten in der Gesellschaft, die Reihe zu sprechen, den jüngsten trifft, der tüchtig genug ist, gut zu machen, was meine alternde Geschwätzigkeit vielleicht versehn hat.

Erinnerte mich Kerolt nicht an meine Jugend, sagte Walland darauf; so möcht' ich die drey ersten, welche vor mir gesprochen haben, tadeln, daß sie, was der Gegenstand ihres Lobes sey, nicht genau bestimmt haben. Ich, der ich nicht hoffen darf, sie an Beredtsamkeit zu erreichen, will mich bemühn, sie an Gründlichkeit zu übertreffen, und meine Rede anfangen mit einer genauen Erklärung dessen, was ich zu loben gedenke.

Ich sage also: Alle Menschen unterscheiden in sich zwey entgegengesetzte Zustände, den Zustand allgemeiner Betrachtung und eines bestimmten Gefühls.

In jenem sind wir mehr außer uns thätig, in diesem mehr in uns, in jenem haben wir eine klärere Anschauung des Gegenstandes, der uns beschäftigt, in diesem des eigenen Selbst. Aber nach dem in der ganzen Natur waltenden Gesetze der Stetigkeit giebt es zwischen jeden zwey entgegengesetzten Zuständen ein verbindendes Mittelglied, welches keines von beiden ist, sondern beides zugleich; so wie die Dämmerung Tag und Nacht verknüpfet, ohne weder Tag zu seyn noch Nacht, da sie beides zugleich ist. Also muß es auch einen Zustand geben, in welchem wir weder allein denken, noch allein empfinden, sondern beides zugleich thun, in welchem Betrachtung und Gefühl sich berühren, in welchem wir gleichmäßig nach innen und nach außen bewegt werden.

Gleichwie es nun Künste giebt, durch Erregung der Einbildungskraft, in den Zustand der Betrachtung, und andere, eben dadurch in ein bestimmtes Gefühl zu versetzen: so muß es auch eine Kunst geben, zu versetzen in jenen geheimnißvollen Mittelzustand. Fragt ihr, welche diese Kunst sey: so antwort' ich, die Poesie, und finde eben hierin die Ursach, die noch keiner ergründet hat, warum die Dichter zur Mittheilung sich der Sprache bedienen. Das Wort weckt Gedanken, sofern es einen Begriff bezeichnet, Empfindung, so fern es ein bestimmter Laut ist. Bis nun keine andere Zeichen der Mittheilung erfunden oder gefunden werden, welche beide Eigenschaften in gleichem Grade vereinigen, sind die Dichter genöthigt, sich der Sprache zu bedienen.

Läßt der Mensch, was ihn rührt im Zustande der Betrachtung, laut werden: so spricht er; läßt er, was ihn rührt im Zustande bestimmter aber wohl geordneter Gefühle, laut werden: so singt er. Stellet euch aber einen Dichter vor, in dem Augenblicke, wo ihm sein Werk vollendet vor der Seele schwebt: wird er sprechen? nein! dazu empfindet er zu stark; wird er singen? nein! dazu denkt er zu klar. Vielmehr wird seine Stimme in Tönen hingleiten auf einer Linie, wo Sprechen und Singen sich scheiden und berühren. Diese Linie ist aber nicht eine grade, sondern eine Schlangenlinie, die bald nach der einen, bald nach der andern Seite abschweifend, sich hinwindet auf einem Raine von nicht unansehnlicher Breite. Darin liegt der Grund, warum die alten Dichter, bey aller Verschiedenheit von den neuern, doch wahrscheinlich

auf den Hörer denselben Eindruck gemacht haben. In dem Maße nämlich, in welchem der Charakter der alten Poesie plastischer war, als der neuern, war der Vortrag derselben musikalischer, und näher dem Gesange; und in dem Maße, in welchem der Charakter der neuern Poesie musikalischer ist, als der alten, ist der Vortrag derselben plastischer, und näher dem Gespräche. So wird das Gleichgewicht hergestellt, und die Rechte der Poesie bleiben ungekränkt. — Die Reihe von Tönen, worein während der Begeisterung gelingender Arbeit des Dichters Stimme sich ergießen würde, wenn sie den leisesten Bewegungen der Einbildungskraft sich anschmiegte, ist seine Poesie. Was er davon aufschreibt, ist nur ein Theil derselben und zwar der geringste, welcher Haltung, Bestand, Kraft und Seele nur gewinnen kann

durch den lebendigen Laut. Nichts ja unterscheidet die Poesie von den übrigen Künsten mehr, als die Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken, und die Unendlichkeit dessen, was sie andeuten kann. Gäbe es nun nicht eine Kunst, dieses aus jenem zu erahnen: so würde jede Poesie im Augenblicke des Entstehens, oder wenn auch, was selten geschieht, dem Dichter vergönnt wäre, die entflohene Begeisterung zurückzurufen, doch mit ihrem Meister sterben. Diese Kunst nun, welche den Werken der Dichter Leben, Fülle und Dauer verleiht, will ich loben.

Ich thu' es, indem ich sage, daß sie, wie die Poesie selbst, etwas Göttliches sey. Göttlich nenn' ich sie deswegen, weil sie auf menschliche Weise sich nicht lehren und lernen läßt, sondern das Werk ist übernatürlicher Eingebung. Zwar könnt ihr Jemanden unterrichten

in der Lehre vom Zeitmaß' und dem Tonverhalt, ihr könnt ihm, wenn er es noch nicht weiß, erklären, was ein Vers sey, eine Reihe von Worten nämlich, die in Beziehung auf die Zahl und Beschaffenheit der Sylben, die sie enthält, ein für sich bestehendes Ganze bildet; ihr könnt, fortschreitend, ihm nicht nur das Verhältniß der Längen zu den Kürzen, und beider zu einander, in Zahlen darstellen, in ganzen und gebrochenen, sondern auch das Verhältniß hochtoniger, tieftoniger und übertoniger Längen, betonter und tonloser Kürzen mit Noten bezeichnen, oder mit Strichlein von der rechten zur linken und von der linken zur rechten. Ihr könnt ihm einschärfen, jeder Sylbe, sofern sie ein gegliederter Laut ist, und sofern sie zur Bezeichnung des Begriffs beyträgt, ihr Recht widerfahren zu lassen; ihr kön-

net ihm die verschiedenen rhythmischen Tacte, das Hüpfende, Sanfte, Muntere der einen, das Gleitende, Rauhe, Ernste der andern, und die aus ihrer Mischung entstehende uneinige Eintracht der Wort- und Sylbentacte in Klangfiguren gleichsam vortanzen lassen. Von diesem Allen mögt ihr die Anwendung machen auf ein einzelnes Gedicht, und anzeigen, wo die Stimme sich heben müsse oder senken, verstärken oder schwächen, die Bewegung beschleunigen oder anhalten, oder verstummend hemmen, wo in gezogenen Lauten langsam verklingen, oder in gestoßenen plötzlich brechen. Das alles könnt ihr ihm deutlich machen; wozu aber soll es nützen, wenn er nicht trifft, was diesem Wechsel der Laute Bestand, und dieser Mannichfaltigkeit Einheit geben muß, ich meine den Grundton des Gedichts, und

wie kann er diesen treffen, wenn derselbe nicht nach einer zwischen ihm und dem Dichter vorherbestimmten Harmonie von jeher in ihm schlummert, um bey der leisesten Berührung seines Herzens durch das Gedicht, von selbst rein anzuklingen? Darum lobe ich Klopstocken, welcher die hierüber waltende Muse zuerst benannt, und unter dem Namen Teone, unserer Verehrung empfohlen hat.

Vergleicht man Teonens Diener mit den Dichtern: so findet man sie ihnen ähnlich und unähnlich; ähnlich darin, daß sie, wie diese, dämonische Wesen sind, aber nicht Mitler zwischen Göttern, sondern zwischen Dichtern und Menschen, und auf der Leiter der Kunstwesen eine Stufe tiefer stehn als die Dichter, aber höher als alle andere. Gemein ist beiden begeisternde Liebe des Schönen, die

aber bey ihnen mehr weiblich ist, bey den Dichtern mehr männlich. Wegen der Stärke des Geistes, deren diese bedürfen, das Schöne hervorzubringen, haben sie selten treue und anhängliche Zärtlichkeit genug für fremde Werke, um das Eigenthümliche derselben rein in sich aufzunehmen; und wegen der vielseitigen Empfänglichkeit, deren die andern bedürfen, ermangeln sie meist schöpferischer Kraft. Wegen dieser Aehnlichkeit und Unähnlichkeit lieben sie einander innigst, und zwar die Dichter das Geschlecht der Rhapsoden, weil es ihnen Ruhm und unsterbliche Dauer verleiht, dieses aber den Dichter, weil er ihnen das Daseyn fristet durch Nährung des innerlichen Lebens.

Beweglichste Regsamkeit der Phantasie ist das erste, was Leone an den ihrigen liebt, aber nicht das einzige

sondern außerdem eine Stimme, stark, reich, biegsam, sanft, hell, austönend, rein, durchdringend und nachhallend; ein Gehör, welches nach der Höhe, der Stärke, dem Umfange der Idee, das Treffende des Tons abmessend, die kleinste Abweichung desselben davon vernimmt; unermüdeten Fleiß, um durch tägliche Uebung für die Harmonie melodischer Laute mit melodischen Empfindungen das Gefühl immer mehr zu schärfen.

So glücklichen Naturgaben und so löblichem Eifer verdankt eure Freundin Amala in dieser Kunst eine Meisterschaft, wodurch sie neulich eine so überraschende Wirkung hervorbrachte.

Während meiner letzten Reise besuchte ich sie, und ward auf eure Empfehlung gastfreundlich von ihr aufgenommen. Sie lud mich ein, die Be-

kanntschaft des hier im Bildnisse mir gegenüber anwesenden Dichters zu machen, der sich damals in ihrem Wohnort aufhielt. Wie die Geladenen nach und nach sich einfanden (zufällig war ich der erste) gab sie uns, einem nach dem andern, eine Elegie zu lesen, in einer Handschrift ohne Namen, mit dem Wunsche, ihr den unbekannten Verfasser errathen zu helfen. Keiner hatte eine Vermuthung, auch nicht der Dichter. Amala schien weniger hierüber verwundert, als unwillig, daß das Gespräch sobald eine andere Richtnng nahm, und sich eben kein Verlangen zeigte, gemeinschaftlich zu forschen. Da ihr, sagte sie endlich, viel daran läge, dem Gedichte seine Abkunft und Verwandtschaft nachzuweisen, und sie nicht hoffen könnte, bald genug einen solchen Kreis wieder um sich zu sehn: so möchten wir einwil-

ligen, es uns vorlesen zu lassen, ob wir vielleicht in Gesellschaft entdecken könnten, was jedem einzelnen verborgen geblieben.

Als sie nun anfieng zu lesen, und so vieles, was sich wortlos in dem Gedichte barg, durch den Zauber ihrer Stimme hervorzulocken: da überzeugten wir uns bald, daß der Urheber desselben nur unter wenigen der größten Meister zu suchen sey, und darin irrten wir nicht. Nachdem sie geendet hatte, herrschte einige Augenblicke hindurch Stille, welche der Dichter endlich unterbrach, indem er sagte:

Jetzo ist mir klärer geworden als je, daß alles was man Dichtern Schönes verdankt, nicht ihr eigenes Werk sey, sondern des sie begeisternden Gottes; und daß, je höher sie über das unter Menschen Gewohnte sich erheben, wenn

sie außer sich sind, sie desto tiefer darunter hinabsinken im Zustande der Besonnenheit. Wer von euch wohl hielte für möglich, daß ihm begegnen könnte, was mir vorher, da ich das Gedicht von mir wies, ohne Ahnung, daß es aus dem Innersten meines Herzens hervorgegangen. Aber eine geliebte, lang vergessene, und für den Augenblick fremd gewordene Phantasie wieder zu erkennen, hatte ich nur nöthig, sie mit deiner Stimme mich ansprechen zu hören. Doch hatte die Entdeckung keinen Einfluß auf mein Vergnügen an deiner Darstellung, weder es zu erhöhn noch zu vermindern. Das Gedicht schien mir dein Werk nicht weniger als das meinige, oder vielmehr weder dein noch mein, sondern des Gottes, der sich jetzo deiner Stimme bediente, um das Beste von dem zu wiederholen, was er vor-

dem meinen Worten anzuvertrauen gewürdigt.

Der Wunsch, etwas von mir zuerst Empfundenes anderswo widerscheinen zu sehn, und als etwas Fremdes zu betrachten, ist mir bisher nicht gewährt worden, auch nicht durch musikalische Tonsetzungen selbst guter Meister. Ob, was diese darstellten, ein reiner Abdruck meiner Dichtung sey, konnte ich nicht beurtheilen, weil das Bild derselben in dem Augenblicke verschwand, wo ich sie unter fremder Gestalt erblickte.

Und was ich nicht selten zu meiner Beschämung erfahren habe, daß von verschiedenen musikalischen Nachbildungen eines und desselben meiner Lieder mehrere mir gleich treffend schienen, hat mich oft zweifelhaft gemacht an ihrer Trefflichkeit überhaupt. Aber zwischen den Empfindungen, welche du itzo

mir mitgetheilt hast und denen, welche ich in dem Gedicht mittheilen wollte, entdeck' ich eine Uebereinstimmung, die von etwas Wesenhaftem ausgehn muß. Denn nur das wahrhaft Schöne kann darauf rechnen, von andern rein aufgefaßt zu werden.

So sprach er, und setzte dann vieles hinzu über den Unterschied zwischen dem, was Styl in der Kunst und was Manier heißt, wie jener, als das Werk reiner Begeisterung, die Künstler mit sich selber, und unter einander, und mit den Edelsten und Besten des menschlichen Geschlechts aller Zeiten und Zonen immer inniger befreundet; diese dagegen als das Werk menschlicher Bedürftigkeit und vorübergehender zufälliger Stimmung, den Einzelnen von der Gemeinschaft in einem Sinne wirkenden Strebens trennt, bey denjenigen, welche so

unglücklich sind, sich durch ihre verführerischen Reize bethören zu lassen, die Fortschritte im Guten hemmt, und durch die Mißverständnisse, die sie veranlaßt, das innerliche Leben zerrüttet, und den Frieden stört, welchen die Künste bestimmt sind, zu stiften und zu bewahren.

Nachdem er hierüber lang' und ausführlich gesprochen hatte, freylich bisweilen etwas dunkel, mit immer steigender Begeisterung, ich weiß nicht, soll ich sagen, wissenschaftlicher oder künstlerischer oder beiderley, kehrte er zurück zu seinem Gedichte, um uns die Geschichte desselben zu erzählen. Durch eine wunderbare Fügung war es dem Untergang entrissen, und gerade itzo in Amalas Hände gekommen, um in einem glänzenden Beyspiele zu zeigen, daß Teone nicht eine Dienerin der Poesie sey, sondern ihre vertrauteste Gespielin,

ohne welche jene über die Gemüther die Herrschaft nicht ausüben könnte, welche Leonore bey Göthe so schön schildert, wenn sie sagt:

Sie füllt
Mit ihrer Klagen Wohllaut Hain und Luft,
Wenn sie die letzten lieblichsten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Ihr reizend Leid, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach.

— Es ist also natürlich, daß jede Poesie, getrieben, wie jegliche Creatur, von dem Verlangen, das eigenthümliche Daseyn zu erhalten, sich, sobald sie ihre Heimath verlassen hat, und aus des Dichters Brust hinausgetreten ist in das Leben, nach Vereinigung sehnt mit einer befreundeten Seele, der eine wohlgebaute Kehle und ein kunstreiches Lippenpaar zu Gebote stehn. Wenn nun meh-

rere solcher Lieder-Freunde und Freundinnen zusammenkommen: da ist es ein Vergnügen zu sehn, wie die holden Geschöpfe der Kunst, die sie im Herzen nähren und pflegen, oft bey dem Klang' eines einzigen Worts plötzlich erwachen, in einem Nu die Kehle durchschlüpfen, und auf den Lippen umhertanzen; wie sie einander hervorlocken, mit einander wetteifern, scherzend oder neckend sich gegenseitig verfolgen, und dann auf Ein Mal, wenn etwa ein Ungeweihter hinzutritt, alle verstummen, in die sichere Tiefe ihrer Wohnung zurückfliehn, und weder durch Bitte noch Drohung sich bewegen lassen, wieder zu erscheinen; oder wenn sie nicht umhin können, dieß zu thun, durch störrische Rauhheit absichtlich beleidigen, und bey dem allen doch, trotz der übeln Laune, gegen ihren Willen von entzückender Liebenswürdigkeit sind.

Vieles der Art hab' ich erlebt, erlebt an einem Gedichte, welches Verlangen trug nach der Stimme eines Mädchens, daß es Jahre lang um ihr Herz warb, aber der täglichen Schmeicheleyen ungeachtet, immer vergebens, bis es den Gott der Liebe anflehte, der sich auch seiner erbarmte, und ihm die jungfräuliche Brust öffnete, worauf es mit vielen seiner Gespielen einflatterte und genährt von den Blüthen dieses reichen Bodens neues Leben einsog und einflößte. Von einem andern sehr tiefsinnigen Gedichte weiß ich, daß es so eigenwillig ist, nirgendwo anders wohnen zu mögen, als in der Seele eines Kindes, und daß es, sobald dieses zur Reife gekommen ist, davon flieht, um eine andere aufzusuchen, die eben erwacht ist zur Ahnung des Unendlichen. Doch, ich will hier abbrechen: denn wollte ich alles mir

bekannt Gewordene dieser Art anführen: so müßt' ich die ganze Nacht durch sprechen. Darum begnüg' ich mich zum Schlusse mit der Bemerkung, daß schwerlich ein verständiger Mahler die Dichtkunst abbilden werde, ohne ihr die Gespielin zur Seite zu stellen, durch welche allein jene etwas vermag. Deswegen meine auch ich die kleinere Nebenfigur auf unserm Gemählde anders, als Almot, deuten, und zwar für Teodens Bildniß erklären zu müssen.

Hierauf nahm Arnold das Wort:

Ich will, sprach er, dieser Deutung nicht widersprechen, wünsche aber, von dir eine Frage beantwortet zu sehn. Wenn ich nicht irre, sagtest du, durch nichts unterscheide sich die Poesie von den übrigen Künsten mehr als durch Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken, und durch die unbegränzte Fülle dessen,

was sie andeuten könne; und dieses aus jenem zu ahnen und darzustellen, darin eben bestehe die von dir gelobte Kunst. Hieraus scheint zu folgen, es müsse auch möglich seyn, aus dem Angedeuteten das Ausgedrückte zu errathen. Hält'st du es nun für wahrscheinlich, daß der Dichter, wenn ihm Amala seine Elegie in einer ihm fremden Sprache vorgetragen hätte, sie auch in diesem Falle sogleich für die seinige erkannt haben würde; oder um die Frage allgemeiner zu fassen, glaubst du, daß ein Gedicht durch kunstmäßigen Vortrag auch dem der Sprache, die es redet, Unkundigen, verständlich werden könne?

Verständlich wohl nicht, erwiederte Walland, aber doch bis zu einem gewissen Grade empfindbar, nur möchte schwer seyn, hierüber genaue Beobachtungen anzustellen, da nur sehr wenigen gegeben ist, eine einfache Empfindung, geschweige

denn, eine Reihe zusammengesetzter Empfindungen, auf der Stelle in Worte zu fassen, die sich mit des Gedichts Worten vergleichen ließen; wie man auch von Fasch erzählt, daß er für einen seiner Chorgesänge erst nach Vollendung desselben nicht ohne langes Suchen den Inhalt fand in den biblischen Worten: Meine Seele hanget dir an.

Von jetzo an ward das Gespräch allgemeiner. Man kam überein, daß ein Gesang auch bei völliger Unverständlichkeit der Worte durch die alleinige Kraft der menschlichen Stimme einen sehr bestimmten Eindruck machen könne, und daß sich müsse etwas Aehnliches von der kunstmäßigen Declamation eines in fremder Sprache redenden Gedichts erwarten lassen. Man nahm sich vor, hierüber Versuche anzustellen. Einige hofften, durch Uebungen der Art sich ein Gehör

anzubilden für Laute der Mittheilung, wofür der Singende keine Töne, der Redende keine Worte habe. Fände sich, meinte Thorald, daß auf alle Leute von noch so verschiedenen Sprachen der kunstmäßige Vortrag in einer fremden gleichen Eindruck mache, wenigstens im Ganzen und Großen: so ließen sich vielleicht hieraus Folgerungen ziehn für die Ursprache des menschlichen Geschlechts, die gewiß nicht ausgegangen wäre von thierischem Geschrey, sondern von solchen Tönen, wie sie Einem von einer fremden Sprache ins Ohr fielen, wo man der Natur der Sache nach das Gegliederte nicht beachten könne. Doch sagte er dieß vielleicht nur, um mit guter Art dem tiefsinnigen Wortwechsel ein Ende zu machen, nachdem er lange genug gedauert hatte, um für ein Zwischenspiel der beiden Hauptheile dieses Redefestes gelten zu können.

Den zweyten eröffnete Adalmar der Reisende.

Aus Besorgniß, sagte er, entweder etwas von denen, die vor mir gesprochen haben, schon Gesagtes zu wiederholen, oder denen, die nach mir sprechen werden, einen Stoff zu nehmen, den sie besser behandeln würden, zöge ich vor, zu schweigen, wenn es nicht einen Vorzug der Poesie gäbe, den ich besser würdigen zu können glaube, als irgend einer in der Gesellschaft, ich meine die Liebe, welche sie erweckt zur Heimath.

Aus dieser vertrieb mich zuerst ein jugendlicher Eifer für politische Ideen. Xenophons Meldung, Sokrates habe nichts angelegner untersucht, als was ein Staat sey und ein Staatsmann; der Ausspruch eines andern Weisen des Alterthums, aller Künste schwerste und wichtigste sey die Kunst, Menschen zu

regieren; die Worte des edeln Ferguson, Niemand sey glücklicher, als wessen Herz in Verbindung stehe mit einer Gemeine, deren Wohlfahrt er zum Gegenstande seines Eifers mache — von diesen und ähnlichen Andeutungen ward ich schon als Knabe betroffen; und als ich anfieng zu denken, fesselte nichts meine Aufmerksamkeit stärker, als was sich auf den Staat bezieht. Um Anschauung zu bekommen von so vielem, was ich ahnete, gieng ich nach England, und fand hier, was ich suchte, ein Gemeinwesen. So hohe Begriffe ich auch hatte von dem Werth einer freyen Verfassung, einer öffentlichen unter Aufsicht und Einsprache des Volks thätigen Verwaltung, einer ohne sclavische Furcht geachteten Regierung, und einer über alle Stände sich verbreitenden patriotischen Wirksamkeit und Theilnahme: so fand ich doch meine

Vorstellung weit übertroffen, da ich in so vielen Beyspielen sah, oder zu sehen glaubte, daß der Geist der Rechtlichkeit, welcher keinen andern Zwang duldet und fodert, als den das Gemeinsame verlangt, mehr als anderswo alle gesellschaftlichen Verhältnisse durchdränge, weil es der Geist ist, der dort den Staat beseelt.

Meinem Gastfreunde verdankt' ich die Bekanntschaft mit den ersten Staatsmännern des Landes. Der Reichthum ihrer Kenntnisse, die Gewalt ihrer Beredtsamkeit, der Muth, den sie bewiesen in Bekämpfung und Abwehrung ihrer Gegner; ihre ununterbrochene Beschäftigung mit dem Wohl und Wehe des Vaterlandes unter beständigem Einreden und Widerspruche so vieler Freunde und Feinde, die nicht schonen wollen oder können; das sie begleitende Gefühl, bey ihrem Thun und Lassen die Zeitgenossen

zu Zeugen und die Nachwelt zur Richterin zu haben; die daraus entstehende Scheu vor der öffentlichen Meinung, und der Stolz, sie zu beherrschen und zu bestimmten Zwecken hinzuleiten — das alles gab mir erst einen Begriff dessen, was bürgerliche Thätigkeit in voller Uebung sey.

Die Verfassung, welche diese am meisten begünstigt, schien mir unter allen die beste, und das Glück, unter einer solchen zu leben, und als dereinstiger Hausvater die Kinder dafür zu erziehn, so groß, daß ich beschloß, dem Vaterlande, welches mir die Geburt angewiesen, zu entsagen, und statt seiner England zu wählen.

Mein Gastfreund lobte diesen Entschluß, und ermahnte, vor allen Dingen mich der Sprache meiner neuen Landesleute zu befleißigen. Ich that dieß mit

solchem Eifer, daß es mir endlich gelang, in der fremden Sprache nicht nur mit Fertigkeit zu sprechen, sondern auch mit Leichtigkeit zu denken. Eine Folge davon war, daß, als ich einst in einem der dort üblichen Wettkämpfe der Beredtsamkeit den Preis davon trug, man mir von allen Seiten das Zeugniß gab, bald werde im Vortrage und Ausdrucke keine Spur mehr übrig seyn, die meine ausländische Abkunft verriethe. Ich überzeuge mich, fügte mein Gastfreund hinzu, immer mehr, daß du dem Geiste und der Gesinnung nach ein geborner Britte bist, und nur durch Zufall anderswo in's Leben gerufen worden.

Diese Zeugnisse, wodurch meine neuen Landesleute mich stärker an sich ziehn wollten, entfremdeten mich auf immer von ihnen. Daß ich, um ein Britte zu werden, aufhören müßte, ein Deutscher

zu seyn, hatte ich oft schon dunkel empfunden; wie viel mehr ich aber bey diesem Wechsel verlöre als gewönne, darüber belehrte mich warnend die Schaam, womit jene Lobsprüche mich erfüllten. Es war, als hätte mein guter Genius diesen Augenblick erwartet, um mich mit mir selber zu verständigen. Was von edler Deutschheit in mir lebte, regte sich auf, und ließ mich die Größe des Verlustes empfinden, den ich durch Aufopferung derselben leiden würde.

Von nun an verlor die Fremde den bisherigen Reiz, das Bedürfniß des Heimathlichen ward dringender, die Sehnsucht danach inniger, die aus Entbehrung desselben entstehende Verstimmung peinlicher. Statt mich dort niederzulassen, beschloß ich abzureisen.

Mein Gastfreund, betroffen hierüber, suchte mich zurückzuhalten.

Für dich ist, sagte er, so viel ich sehe, kein Heil ohne bürgerliche Freyheit und ohne politische Thätigkeit. So weit ich aber dein und deiner Landesleute gemeinsames Vaterland kenne, und den besondern Staat, welchem du angehörst, kann ein Mann deiner Denkart dort nicht gedeihen. Die Staatskunst hat sich bey euch bis auf den Namen verloren. Ihr habt keine Regierungen, sondern nur Verwaltungen, keine Staatsmänner, sondern nur Geschäftsleute. Die Heimlichkeit eurer Verwaltung, und der Mangel gesetzlicher Anstalten, der öffentlichen Meinung ein Organ zu geben, dessen Stimme nicht überhört werden darf, macht es bey euch dem Unfähigsten möglich, die ersten Aemter zu erlangen, und leicht, sich in denselben zu behaupten. Geisteskraft und Adel der Gesinnung zu hassen und zu

fürchten, liegt in der Natur der Mittelmäßigkeit, welche nach nichts eifriger trachtet, als die durch beides Ausgezeichneten aus ihrem Wirkungskreise zu verbannen. So blieb schon lange der herrliche Reichthum von Talenten, welche dein Vaterland in sich schließt, zur Wohlfahrt desselben unbenutzt, und weder in der Leituug der öffentlichen Angelegenheiten, noch in der Führung der Heere zeigten sich irgendwo erfreuliche Spuren der ehemals berühmten deutschen Tüchtigkeit. Die Folgen solcher Verfassung liegen am Tage in den Unfällen, welche Schlag auf Schlag dein unglückliches Vaterland betroffen haben und in den viel größern, welche ihr befürchten müsset.

Seit du mir deinen Entschluß, dich bey uns niederzulassen, mittheiltest, bin ich thätiger dafür gewesen als du vielleicht meinst, nicht allein aus freund-

schaftlichem Eifer, sondern auch aus vaterländischem. Gesetzt aber, dir bei uns einen deiner Thätigkeit und edelsten Neigung angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, gelänge mir nicht in dem Umfange, wie ich wünsche: was hindert dich, in dem Genusse einer edeln Freyheit unter uns zu leben, und deine Kinder dafür erziehend, zur Erhaltung und Verbesserung eines Gemeinwesens beytragen zu helfen, welches itzo, wie wenige andere, in Europa, die Grundsätze aufrecht erhält, welche die Stützen des geselligen und sittlichen Lebens sind *). Nichts, wie es scheint, könnte dich zwei-

*) Zum Danke für die Offenherzigkeit, womit dieser Britte seine politischen Ansichten über uns mitgetheilt hat, wollen wir ihm nicht verbergen, was man auf dem festen Lande hie und da den Britten nachsagt, um so weniger, da wir es in aller Kürze thun

felhaft machen in der Wahl, als etwa das Vorurtheil von einer natürlichen Verwandtschaft zwischen geborenen Landesleuten, worein sich vielleicht dunkle Vorstellungen von Pflicht mischen, dich zu verwirren.

So sprach mein Gastfreund.

Die Güte der Verfassung, antwortete ich ihm, ist nicht das einzige, was einem das Vaterland theuer macht. Die, welche du beklagst, von den Staatsmännern, oder wie du dich ausdrückst, von den Geschäftsleuten zurückgesetzt zu seyn,

können mit den Worten des Thucydides, bey dem es von den Lacedämoniern heißt, sie beobachteten zwar im heimischen Verkehr Rechtlichkeit; was aber von ihrem Verfahren gegen Auswärtige zu sagen wäre, lautete, kurz zusammengefaßt, so, daß sie unter allen Menschen am unverholensten das Beliebige für löblich erklärten, und das Nützliche für recht.

sind darum nicht müßig geblieben für die gemeine Sache, indem sie, was du in den öffentlichen Angelegenheiten vermissest, anderswo zu erhalten gesucht haben. Seit einem Jahrhundert haben mehrere der Trefflichsten von ihnen sich bemüht, durch Ausbildung der Sprache unsere Denkart und Empfindungsweise zu veredeln, und unserm innerlichen Leben Gehalt und Form mitzutheilen. Die Regierungen wollten und konnten sie nicht hindern, als Dichter und Denker einen über ganz Deutschland sich verbreitenden Verein zu stiften zu einem gemeinsamen Streben nach gegenseitiger Bildung, welches die schönste Frucht geselliger Verbindungen unter Menschen ist, und der letzte Zweck des Staats selbst. Diesem Vereine anzugehören, gewährt uns ein Glück, das wir in der Fremde überall schmerzlich vermissen, und wo-

für sie uns keinen Ersatz geben kann weder durch die Schönheit der Natur noch durch die Güte der Verfassung. Unsere Sprache, die ihr anvertrauten Lieder und Sprüche unserer Dichter und Weisen, die unter ihrem Einflusse entstandenen Sitten und Gewohnheiten unseres Seyns und Wirkens — lieben wir, nicht weil wir sie unter allen für die besten halten, sondern weil sie die unsrigen sind. Was du deutsche Tüchtigkeit nennst, lebt noch unter uns in dem liebevollen Ernste, der unsere Freundschaften und Ehen beseelt, und unsere häuslichen Verfassungen durchdringt; lebt noch in dem Geiste tiefer wissenschaftlicher Forschung, regen die verschiedensten Formen umfassenden Kunstsinns, zu vielseitiger Ausbildung emsigen Fleißes, und einer eben so zarten als kräftigen Frömmigkeit. Dieser Geist

spricht uns an in den Werken unserer Meister und ermahnet, das angefangene Werk der Väter muthig fortzusetzen, um die heimathliche Tugend um so eifriger zu nähren und zu pflegen, je größer die Gefahr ist, die ihr den Untergang droht.

Solchen Ermahnungen zum Trotze mich, und die, denen ich bestimmt bin, das Leben einzurichten, dem Vaterlande zu entziehn, schiene mir unnatürlich, wie ein Selbstmord, eine Versündigung an noch Ungebornen; der bloße Gedanke daran ist mir empörend, wie dir es wäre, der Brittischen Freiheit zu entsagen, und dich und deine Kinder unter der Herrschaft eines Despoten einer ewigen Knechtschaft Preis zu geben. Nein! der Eifer für gerechte Verfassung, der mich zu euch geführt hat, ist auf dem Boden der Heimath entsprossen, und kann nur dort gedeihliche Frucht bringen.

Ich bin, antwortete mein Gastfreund, vielleicht allzusehr Britte, um dich ganz zu verstehn; doch sehe ich aus dem, was du sagst, eine Gesinnung durchschimmern, die ich ehren muß. Thu', was du meinst nicht lassen zu können; wenn dich aber deines Entschlusses jemal gereut: so vergiß nicht die freundliche Aufnahme, die du bey uns gefunden.

Hierauf schieden wir von einander.

Seitdem hab' ich andere Völker und Länder besucht, Italien den Garten Europas mit seinen glänzenden Festen, dem Wohllaut seiner Gesänge, seinen kunsterfüllten Städten; das ewige Rom mit den Trümmern seiner ehemaligen Herrlichkeit.

Nun bin ich zurückgekehrt in die Heimath, um sie nie wieder zu verlassen.

Wenn vielen andern dasselbe widerfahren ist, was mir; wenn sie inne ge-

worden sind, daß sie nirgendwo anders wiederfinden können, was sie in der Heimath beglückt, jene Empfänglichkeit für ihre süßesten Empfindungen und würdigsten Ideen, wie sie nur bey Stammgenossen, durch das Band einer Sprache Verbundenen, möglich ist, jene schönen Gespräche, woran sie von Jugend auf gewöhnt waren, jene freundliche Mitwirkung zum Gelingen ihrer eigenthümlichen Thätigkeit, jenes bey aller Unscheinbarkeit und allem Drucke von außen in so vielen Seelen sich regende und immer weiter verbreitende Leben der Wissenschaft und Kunst, unter dessen Einflusse sie geboren und erzogen worden; wenn mitten unter den größten öffentlichen Unfällen eine geheime Stimme sie in den Schooß des seufzenden Vaterlandes zurückgerufen hat und ihnen weissagend zugesprochen, nicht zu verzweifeln, son-

dern der Hoffnung Raum zu geben, durch standhaftes Ausharren werde die uns inwohnende Tüchtigkeit ihren bisherigen Wirkungskreis nicht nur behaupten, sondern erweitern, und die zerstreuten Kräfte sammelnd, sich auch bewähren, sobald Noth und Zeit sie aufruft zum Handeln — wessen Verdienst ist dieß vornehmlich?

Deins Göthe freudiger Apoll;
Und Schiller edels Taumels voll;
Und Klopstock-Bragar hoch zum Aether
Mit Palm- und Eichenschmuck Erhöhter.

— Adalmar war in großen Eifer gerathen, und hätte wahrscheinlich noch mehr Dichter- und Denkernamen von gutem Klange genannt, wäre nicht die schöne Rede eben da, wo sie anfangen wollte, ihren Hauptgedanken auszuführen, plötzlich unterbrochen durch einen ungebetenen und unvermutheten Gast, den Bilibald.

Dieser, auf der späten Rückfahrt von einem Prunkmahle auf dem Landhause eines der fremden Gesandten, hatte zufällig bemerkt, daß Thoralds Haus noch erleuchtet wäre, und gedachte durch einen nächtlichen Besuch eine unverhoffte Freude zu machen.

Stern und Ordensband, womit geziert er in den Saal trat, machten mit dem Schmuck unsres Festes und der romantischen Kleidung der Frauen einen seltsamen, fast möcht' ich sagen, lächerlichen Contrast. Thorald gieng auf ihn zu, und erklärte ihm mit wenig Worten den Sinn und Zweck der Feyer. Nichts zog seine Aufmerksamkeit mehr auf sich als das Gemählde. Mit dem Glase besah er es lange von oben bis unten. Es ist ein schönes Stück, sagte er endlich; ich erinnere mich, das Original in Florenz gesehn zu haben. Aber leid thut

es mir, sagen zu müssen, daß ihr irrt, wenn ihr es für das Bildniß der Poesie haltet; es ist vielmehr eine Prinzessinn des mediceischen Hauses. Wer dieß hätte am triftigsten bestreiten können, war Adalmar. Dieser aber war noch zu voll von seiner Rede und zu verdrieß-lich über die Unterbrechung, um sich dar-auf einzulassen. Also nahm Bertha das Wort, und meinte: Da Bilibalds Gesinnung gegen die Poesie nicht unver-dächtig wäre: so könne man billiger Weise von ihm verlangen, durch eine wohlgesetzte Lobrede auf sie zu beweisen, daß er sie nicht aus Parteylichkeit in dem schönen Bilde verkenne. Freylich fiel Thorald ein, ich muß dem Mädchen recht lassen. Da du uns dieß Bild der Poesie nimmst: so ist billig, daß du uns ein anderes schönes dafür gebest, und dieß am füglichsten in einer Lobrede.

Dazu, erwiederte Bilibald, ist es heute wohl zu spät; auch bin ich gar nicht darauf eingerichtet. Deswegen biete ich euch einen Vergleich an. Haltet das Gemählde für das Bildniß der Poesie, bis ich euch aus meinem Verzeichnisse über die Florentinischen Gemählde den Irrthum beweise; ich indeß will auf eine Lobrede sinnen, die für mich ihre ganz besondere Schwierigkeit hat, da es seyn könnte, daß ich selber noch auf meine alten Tage anfienge, Verse zu machen; daher ich, um nicht ruhmredig zu erscheinen, einer eigenen Behutsamkeit bedarf in dem Loben der Poesie — Wahrlich, rief Kerolt hier aus, ihr Mädchen, nun bin ich euch zwiefachen Dank schuldig für die Verjüngung. Die erregte Hoffnung ist mir so erquicklich, daß ich, um Bilibaldische Lieder zu hören, selbst bey schwächlichem Alter gern noch funfzig

Jahre lebte, sollte ich auch endlich zusammenschrumpfen wie Tithonus.

Spotte, wie du willst, unterbrach ihn Wilibald, ich stehe für nichts, wofern, was du ja am besten wissen mußt, Kindheit und Alter sich berühren, und Neigungen, die in einer gewissen Entfernung jenseit der Wiege uns verließen, in derselben Entfernung diesseit des Grabes wiederkehren.

Es kommt darauf an, von welcher Art die Neigungen sind, antwortete Kerolt. Erkläre dich also, damit ich wisse, was ich zu erwarten habe.

Ihr werdet euch wundern, fieng Wilibald darauf an, indem er sich niedersetzte, aber doch ist es wahr. Was mich zuerst angeregt hat, war ein Dichter, und zwar kein geringerer als Voltaire. (Bey diesen Worten sah er sich in dem Saal um nach Voltaires Brustbild, und da er es

unter so vielen andern nicht fand, versprach er, nächstens eines von Marmor zu schicken). Schon als Knabe, fuhr er dann fort, beneidete ich diesen Mann wegen seiner Verbindung mit dem großen König; und da ich aus dem Briefwechsel zwischen beiden ersah, daß er dieß vornehmlich seiner Fertigkeit im Versemachen verdanke, gieng ich überall umher, mich zu erkundigen, was doch das wohl für eine wunderbare Kunst seyn möchte, wodurch es jenem Ausländer gelungen wäre, die Gunst des ersten und größten aller Könige zu erlangen, und so viele Jahre hindurch zu behaupten. Unter den verschiedenen Antworten, die ich erhielt, schien keine befriedigender und einleuchtender als die von Voltaire selbst. In einem seiner Briefe an den König, da dieser noch Prinz war, drückt sich der französische Dichter über

das Wesen seiner Kunst so aus: Eine poetische Idee, wie Ew. königliche Hoheit weiß (dieß beyläufig zu sagen, war falsch: denn hätte der Prinz es gewußt: so hätte er ihn nicht darum befragt, wie er in dem vorhergehenden Briefe wirklich thut), also: Eine poetische Idee, sagt er, ist ein glänzendes Bild statt der natürlichen Idee der Sache, von welcher man reden will. Zum Beyspiel, fährt er fort, in Prosa werde ich sagen: Es lebt in der Welt ein junger tugendhafter Prinz, der den Neid und Fanatismus verabscheuet. In Versen werde ich so sagen:

O! Minerve! o divine Astrée!
Par vous sa jeunesse inspirée
Suivit les arts et les vertus.
L'envie au coeur faux, à l'oeil louche,
Et le fanatisme farouche,
Sous ses pieds tombent abattus.

Eine poetische Wendung, fährt er fort, ist eine Inversion, welche die Prosa nicht verträgt. Ich kann in Prosa nicht sagen: D'un maitre efféminé corrupteurs politiques, sondern corrupteurs politiques d'un prince efféminé.

Dann führt er, jedoch in kleiner Zahl, mehrere der Poesie ausschließend angehörige Wörter an, die Aehnlichkeit haben mit den deutschen Wörtern, Lenz statt Frühling, Roß statt Pferd, Firmament statt Himmel.

Je, dachte ich, wenn es bey der Poesie auf nichts ankommt, als an die Stelle natürlicher Ideen glänzende Bilder zu setzen, und diese in verschränkte Redensarten durch Inversionen einzuzwängen, mit untermischten Worten, die für die Prosa nicht taugen: so könnte auch ich wohl ein Dichter werden, und auf diesem Wege zur Gunst der Könige und

Fürsten emporsteigen, worauf von Kindesbeinen an mein Dichten und Trachten gerichtet war. Ich fieng also an, mich in dieser edeln Kunst zu üben, und zwar anfangs zu großer Freude meiner Eltern, französisch. Nach Friedrichs Tode aber fiel mir ein Stück der Berliner Monatsschrift in die Hände, worin eine Ode stand, ich weiß nicht mehr von wem, die so anfieng:

— Groß war dein Oheim! herrlich spielt' er manche Scene
Des königlichen Schauspiels, doch er sprach
Der deutschen Muse Hohn, drum schweige sie, ihm töne
Nie ihre Leyer nach.

Dir aber edler Fürst, dir töne sie entgegen!
u. s. w.

Ich schloß hieraus, der neue Herr zöge das Deutsche vor, und gegen die Zeit der völligen Reife meines poetischen Ge-

nius könnte die französische Poesie bey den Vornehmen aus der Mode gekommen seyn. Ich dehnte also meine Uebungen und Versuche mit auf das Deutsche aus. Dieß aber durfte ich nur verstohlen thun, und mußte die Augenblicke dazu recht zusammen geizen. Während also meine Geschwister und Mitschüler Ball spielten, oder Kegel schoben, oder den Kräusel trieben, machte ich deutsche Verse, und noch erinnere ich mich lebhaft meiner Freuden und Leiden, wenn ich eine Anzahl kleiner Gedanken hatte, zu denen ich Reime, oder Reime zu denen ich Gedanken suchte; und wenn ich, im Fall es mir an beiden fehlte, an Reimen und Gedanken, eine Menge von zusammengerafften images brillantes unter einander rüttelte, und dann auf Ein Mal, ohne daß ich wußte, wie mir geschähe, eine poetische Ara-

beske zum Vorschein kommen sah. Meine Muster waren Klopstock und Ramler, um die ich meinte, mich nicht wenig verdient zu machen, wenn ich den einen versähe mit dem, was der andere voraus hatte, den Klopstock mit Ramlerschen Reimen, und den Ramler mit Klopstockschen Inversionen. Oft machte es mir Vergnügen, einzelne Strophen zu ganzen Oden auszudehnen, dann wieder, ganze Oden in einzelne Strophen zusammenzupressen. Nichts war vor meiner poetischen Wuth sicher. Wie Tantalus durch Berührung alles in Gold: so verwandelte ich, was mir nur vorkam, in images brillantes, eingezwängt in verschränkte Redensarten durch Inversionen mit untermischten Worten, die für die Prosa nicht taugen.

Nachdem ich lange mich so im Stillen geübt hatte, wandelte mich die Lust an,

diesen und jenen meiner Kunstgenossen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; und auf die Frage, wie dieß anzufangen sey, hieß es, ich dürfte nur einmal auf den Leipziger Jahrmarkt reisen; da wären sie dutzendweise anzutreffen, und zwar von Jahre zu Jahre die jedes Mal berühmtesten. Ich that dieß; man bezeichnete mir ein Haus, wo sich die schönen Geister Abends zu versammeln pflegten. Dahin begab ich mich, und traf dort eine sehr zahlreiche Gesellschaft. Bey dem Eintritt sah ich mich mit der Miene des Neulings überall umher, um mir Einen auszusuchen, an den ich am liebsten mich zuerst wenden möchte. Da ward ich einen Mann gewahr, ausgezeichnet vor allen durch feinen Anstand und adelige Sitten. Mit diesem ließ ich mich in ein Gespräch ein, entdeckte aber bald, daß es nicht ein Poet

wäre, sondern ein Komödiant. Mit guter Art zog ich mich zurück, und faßte nun einen andern stattlichen Mann in's Auge, der mit weiten langsamen Schritten im Saale auf und nieder gieng, zu beiden Seiten umgeben von fünf bis sechs jungen Leuten mit demüthiger Gebehrde, wie Klienten sie zu haben pflegen gegen ihre Patrone, oder Jünger gegen ihre Meister. In ihm vermuthete ich nichts Geringeres als entweder den Präsidenten einer Akademie der Wissenschaften, oder gar Klopstocken selbst oder Ramlern. Ich bemühte mich also, bey Tische meinen Platz neben ihm zu bekommen, welches gelang.

Bey dem Versuche, das Gespräch auf die Poesie zu bringen, kam er mir auf halbem Wege entgegen, und sprach über die neuesten Erzeugnisse des Witzes und der Laune mit so vieler Einsicht, daß ich

Muth faßte und mit einigen Kunstproben meines Talents herausrückte. Er hörte sie gefällig an, und übernahm, mich bey'm Publikum einzuführen. Voll Danks für diese Herablassung fragte ich nach seinem Namen, und erfuhr, daß er weder der Präsident einer Akademie der Wissenschaften, noch Klopstock, noch Ramler wäre, sondern ein Bücherkrämer, der mit Almanachen uud Blumenlesen handelte. Dort unten, sagte er, sitzt meine ganze kleine Gelehrtenrepublik. Die an der Ecke Sitzenden sind die Redactoren meiner Almanache und die zu beiden Seiten die Beyträger. Wie erstaunte ich, gerade in dem unscheinbarsten, und von mir ganz übersehenen Theile der Gesellschaft die kostbaren Schätze zu finden, welche ich suchte. Die übrigen Gäste standen nach und nach auf, und entfernten sich bis auf die Dich-

ter, welche sitzen blieben zum Trinken. Mein neuer Gastfreund, oder vielmehr Gönner übernahm es, mich ihnen vorzustellen. Doch war es nicht leicht, ihnen Rede anzugewinnen wegen der Lebhaftigkeit, womit sie sich unterhielten, unter andern von Klopstock und Ramler, über welche sie sich in weitläuftige Erörterungen mit untermischten Späßchen einließen, von denen ich jedoch, so lehrreich und witzig sie auch vielleicht seyn mochten, nichts behalten habe, als daß sie mir lange Weile genug machten, um meine Leute etwas schärfer in's Auge fassen zu können, wobey mir außer der Gemeinheit in ihren Manieren und der Pöbelhaftigkeit in ihrem Ausdrucke eine gewisse Aermlichkeit in ihrem Anzuge auffiel. Ich äußerte gegen meinen Begleiter Befremden hierüber. Das meinte der, sey kein Wun-

der, und erzählte mir dann so viel von der Untauglichkeit dieser Leute zu allen bürgerlichen Bedienungen, und über die Unordnung in ihrem Häuslichen so manches, daß mir die Lust vergieng nach ihrer nähern Bekanntschaft. Ihr Patron meinte auch, es sey schicklicher, daß die Herren mich besuchten, er werde Sorge tragen, daß es morgen am Tage geschehe; darauf zog ich mich zurück. Auf dem Wege nach meiner Wohnung nun überfiel mich vor dem mir drohenden Besuche ein solches Grauen, daß ich sogleich Pferde bestellte, und mich bey Nacht und Nebel davon machte, um diesen ehrenwerthen Bürgern der Gelehrtenrepublik zu entrinnen. Kaum war ich zu Hause zurückgekehrt: so erzählte ich das kleine Abentheuer meinem Oheim, der Voltairen noch gekannt hatte, und fragte, ob denn auch der dieses Gelich-

ters gewesen. Behüte der Himmel, erwiederte er, Voltaire war ein Edelmann, sehr reich, und hatte mehr Verstand, Witz und Gelehrsamkeit, als alle deutsche Dichter zusammengenommen. Gleichwohl, setzte er mit großem Nachdrucke hinzu, würdigte der König ihn nie, über ein Geschäft mit ihm zu sprechen; er gebrauchte ihn, unter uns gesagt, nur, pour ses menus plaisirs; und gestand ihm bey sich ein Ansehn zu, um das unser einer nicht so viel gäbe. — Diese Worte aus dem Munde meines Oheims, in dem man mich von Jugend auf gewöhnt hatte, das Muster eines vollkommenen Staatsmanns zu ehren, erschütterten mich so, daß ich stracks auf mein Zimmer gieng, ein Kaminfeuer anzündete, und alle meine images brillantes dem Feuer übergab. Klopstocks und Ramlers Oden folgten; und was ich

sonst von Almanachen und Blumenlesen hatte. Dann öffnete ich die gegen über stehenden Fenster und überantwortete die Asche den vier Winden unter feyerlichen Gelübden, einen andern Weg einzuschlagen, zu Ehr' und Ansehen zu gelangen, welches mir denn auch, wie ihr seht, geglückt ist.

Hiebey blickte er mit vieler Selbstgefälligkeit auf Band und Stern herab, und setzte dann hinzu:

Dieß in aller Kürze ist die Geschichte meiner poetischen Laufbahn. Ich habe sie erzählt, um zu zeigen, daß es mir zum Lobe der Poesie an Stoffe nicht fehlen sollte, wenn ich bedächte, daß sie eine so schöne Sache, wie Ruf bey der Menge, Beliebtheit bey Vornehmen, und Gunst der Könige und Fürsten, für einen so wohlfeilen Preis verkauft, als glänzende Bilder sind, eingezwängt in

verrenkte Redensarten durch Inversionen, mit untermischten Worten, die für die Prosa nicht taugen.

So sprach Bilibald, und es erfolgte einige Augenblicke allgemeine Stille, während welcher es eine Freude war, zu sehn, wie von allen Seiten sich die Lippen spitzten, und die Zungen wetzten, den bisher friedlichen Kampf in Streit zu verwandeln. Hiezu aber ließ Bertha es nicht kommen. Ich, rief sie aus, als die jüngste in der Gesellschaft, meine den Göttern am nächsten zu seyn, und erkläre in ihrem Namen dem Bilibald den Rednerkranz zu. Verspottend, was die Poesie nicht ist, hat er am schönsten gelobt, was sie ist. Er hat mir den Himmel geöffnet. In Gesichten sehe ich die herrlichsten Gestalten herniedersteigen und rufe aus:

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit Niemand streit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen:

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke,
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen.

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen,
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere gesetztere,
Meine stille Freundin;
O! daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

Der Eindruck, den dieses Lied aus Bertha's Munde auf eine so begeisterungsfähige Versammlung machte, war außerordentlich. Einige blickten schweigend vor sich hin, andere murmelten, andere ließen Laute hören, als ob sie beteten, Likolf küßte Adelinden, und man hätte schwören mögen, daß es der ächte Kuß der Liebe wäre und ein Unterpfand von ihrer unsterblichen Dauer. Almot fieng an, laut zu lachen, und als ich ihn nach der Ursach fragte, antwortete er, die fliegende Eile, womit Bertha's Göttin Arouets image brillante vom Kampf-

platze getrieben; und das ohnmächtige Streben jener zurückzukehren, und sich zu behaupten, versetze die Seele in eine so schwankende Bewegung, daß er seiner Theorie gemäß nicht umhin könne, zu lachen. Gleichwohl, erwiederte ich, ist es doch wahr, das Wesen der Poesie, wie der Kunst überhaupt, besteht eben darin, das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln. Ohne sich aber hierauf weiter einzulassen, fieng er von neuem an zu lachen. Den sonderbarsten Eindruck machte der ganze Auftritt auf den Bilibald. Das wenige von Poesie, was, wie jedem Menschen, auch ihm beywohnt, war sichtbar aufgeregt; doch hütete er sich, das merken zu lassen. Hab' ich recht gehört, Bertha, sagte er endlich; nanntest du nicht die Hoffnung die ältere Schwester der Phantasie? Dieser Verwandtschaft bin ich nie inne geworden.

Im Gegentheil, erst nachdem ich meiner Phantasterey entsagt hatte, wurde die Hoffnung, zu Ehr' und Ansehn zu gelangen, recht lebendig in mir; und daß sie nicht eitel war, hat der Erfolg gezeigt. Und wenn Hoffnung und Phantasie Geschwister sind: so müssen sie ja gemeinschaftliche Eltern haben; wer doch ist ihr Vater, und wer ihre Mutter? Und wenn die Weisheit die Schwiegermutter der Phantasie ist: so muß ja diese verehlicht seyn, wer denn ist ihr Gemahl? Auf alle diese Fragen, ich sage es dir vorher, damit du dich vorbereiten könnest, mußt du mir die genaueste Auskunft geben, wenn wir Gericht halten über das Gemählde, auf daß ich erfahre, mit welchem Recht die Poesie sich eine so fürstliche Gestalt anmaße, als ich in dem Bilde zu erkennen glaube. Dann stand er auf, beklagte, man unterschied nicht

deutlich, ob sich, oder die Gesellschaft, daß er länger geblieben, als er sich vorgenommen, und indem er im Vorbeygehn zu dem Arnold sagte: dich sehe ich wohl noch vor deiner Abreise, entfernte er sich.

Das hätten wir uns wohl nicht träumen lassen, sagte Arnold darauf, daß ein so unpoetisches Wesen wie Bilibald, von uns scheiden würde, mit so poetischen Fragen, als die sind über Herkunft und Verwandtschaft der Poesie und Hoffnung. Ihr andern, antwortete Bertha, mögt euch darüber freuen, ich aber, die darauf antworten soll, bin nicht wenig betroffen. Mein Vorsatz war auch schon gefaßt. Wär' er länger geblieben, und hätte auf augenblickliche Antwort bestanden, ich hätte ihm zu Gemüthe geführt, was der Apostel sagt: einige haben die Gabe der Weissagung, und an=

dere, die Weissagung auszulegen; und ihn an einen von euch gewiesen. Was ihr dann gezwungen thun mußtet, werdet ihr hoffentlich itzo freywillig thun, und mir in den Mund legen, was ich ihm Kluges antworten soll auf seine wunderlichen Fragen. Als alle schwiegen, fuhr sie fort: sollte ich mir zum Rathgeber den Weisesten aussuchen: so würde mir die Wahl schwer oder unmöglich werden; darum wende ich mich an die Gütigste, die ich von Kindheit an kenne als geschickt, Räthsel zu lösen und verborgene Worte zu enthüllen. Was ich von Poesie weiß, verdanke ich dir Theoda, aber von ihrer Herkunft und ihren Geschwistern hast du mir nie etwas gesagt. Hole also das Versäumte nach, und lehre mich, was ich antworten soll, wenn Bilibald fragt, wie Phantasie und Hoffnung mit einander verwandt sind.

Thörin, antwortete Theoda; daß Hoffnung und Phantasie verwandt sind, kann ja jedes Kind dich lehren. Hast du nicht selber mir oft gesagt, unter den Kirchenfesten sey das phantasiereichste Weihnachten?

Allerdings, antwortete Bertha, für Kinder wegen der Geschenke, die sie erwarten, und für Erwachsene wegen der Verkündigung die sie empfangen von einem neuen Himmel und einer neuen Erde.

Theoda. Und unter den Jahreszeiten ist die phantasiereichste welche?

Bertha. Der Frühling, wegen der hervorsprossenden Blumen und Kräuter, die uns zurufen, daß die Natur noch lebt, und daß wir nicht verlassen sind.

Theoda. Und unter den Tageszeiten?

Bertha. Der Morgen, weil dann die Reihe von Ereignissen in unserm in-

nern und äußern Leben, durch deren immer neue Verknüpfung der Wechsel der Stunden jedem Tage eine eigene Gestaltung giebt, noch in zweifelhafter Dämmerung vor uns liegt, und unserer Erwartung weiten Spielraum giebt.

Theoda. Und unter den Lebensaltern?

Bertha. Die Jugend, weil sie nicht wie die Kindheit, in der beschränkten Gegenwart, und nicht wie das Alter in der begränzten Vergangenheit lebt, sondern in der Zukunft, die sich wie ein Unendliches vor ihr ausbreitet.

Wenn nun, sagte Theoda weiter, unter den Kirchenfesten Weihnachten, unter den Jahreszeiten der Frühling, unter den Tageszeiten der Morgen, und unter den Lebensaltern die Jugend am phantasiereichsten und hoffnungsvollsten zugleich sind: so begreift ja jedes Kind,

daß

daß Hoffnung und Phantasie verwandt seyn müssen.

Auch ich, antwortete Bertha, begreif' es, und verzweifele nicht, es selbst dem Wilibald begreiflich zu machen; aber ich bin gewiß, daß er sich damit nicht begnügen wird, sondern weiter fragen, woher ich denn wisse, daß sie Schwestern sind, und Hoffnung die ältere. Was soll ich ihm antworten, wenn er mich hienach fragt?

Das magst du selber überlegen, erwiederte Theoda; ich weiß nur, was ich antworten würde, wenn du mich in deinem eigenen Namen fragtest. Untersuche, würde ich sprechen, den Zustand, worin die Seele sich befindet, wenn sie hofft, und sage mir: Hat sie, was sie hofft, oder hat sie es nicht?

Bertha. Sie hat es nicht: denn sobald sie es erhält, stirbt die Hoffnung

in Beziehung auf diesen Gegenstand, und macht einer andern Raum.

Theoda. Gut geantwortet; aber folgt daraus, daß die Seele von dem, was sie hofft, gar nichts habe?

Bertha. Ich errathe nicht, was du mit dieser Frage meinst.

Theoda. Vielleicht erräthst du dafür, was ich meine, wenn ich dich nach dem schönsten aller Frühlingslieder frage.

Bertha. Du meinst ohne Zweifel:

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, die Blüthen zu sehn der neulebendigen Zweige,
Und das grünende Laub locken mit sehnendem Blick,

Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln,
Ach! den gewohnten Genuß läßt mich entbehren der Mai!

Theoda. Was, meinst du, hat den Dichter zu diesem Liede begeistert?

Bertha. Was sonst, als die Hoffnung und Sehnsucht, in die erstorbene und verödete Natur Farbe, Gestalt und Leben zurückkehren zu sehn?

Theoda. Hatte er denn aber, während er jene Worte sprach, von dem, was er hoffte, gar nichts?

Bertha. Keinesweges, sondern von dem Klee hatte er die Sprossen, von den Heerden die Lämmer, von den Zweigen die Blüthen.

Theoda. Wenn ich nun die vorige Frage wiederholte, ob die Seele im Zustande des Hoffens von dem, was sie

hofft, gar nichts hat, was würdest du nun antworten?

Bertha. Daß sie es zum Theil hat, und nur zum Theil entbehrt.

Theoda. Wenn aber die Seele im Zustande des Hoffens, von dem, was sie wünscht, die eine Hälfte hat, und die größere entbehrt, meinst du, sie werde geduldig abwarten, bis diese andere Hälfte ihr von selbst zu Theil werde?

Bertha. Gewiß nicht, sondern sie wird ihr entgegen eilen, um den Besitz derselben wenigstens in Gedanken zu beschleunigen.

Theoda. Und zu diesem Zwecke wird sie welche Kraft in Bewegung setzen?

Bertha. Die Phantasie, die daher, ich verstehe nun, immer im Geleite der Hoffnung ist, als Gefährtin und Schwester.

Das alles will ich mir genau merken, sagte Bertha weiter, und dem Wilibald am Tage des Gerichts zu Gemüthe führen. Aber ich fürchte, er wird auch hier sein Verhör noch nicht enden. Der Gegenstände, o Bertha, wird er sagen, worauf menschliche Hoffnung gerichtet ist, sind unzählige. Nicht in jeder der Phantasieen, die sie begleiten, wirst du ein Werk deiner Göttin erkennen, welche Voltaire's Muse sehr beschämt haben muß, da ja Almot zu meiner Demüthigung ein Mal über das andere, in ein lautes Gelächter ausbrach. Wohlan denn! nenne mir doch die Hoffnung, in deren Geleite und unter deren Einflusse die Phantasie poetisch wirkt. Diese Frage würde mich in die größte Verwirrung setzen: denn hierauf wüßte ich, um es kurz zu sagen, gar nichts zu antworten.

Theoda. Sey ruhig, so wird er dich nicht fragen.

Bertha. Wenn ich nun aber mich selbst fragte, und vor Beschämung, darauf nicht antworten zu können, in Verwirrung geriethe, würdest du mir dann nicht gegen mich selber zu Hülfe kommen?

Theoda. In diesem Falle würd' ich dich an den Hesiodus erinnern und an seine Schilderung des goldenen Weltalters, ob du aus dem Alexis des Hemsterhuis vielleicht behalten hättest, wodurch sich die damaligen Menschen von den itzigen unterschieden?

Bertha. So viel ich mich erinn're, unterschieden sie sich, wie Hemsterhuis meint, durch nichts so sehr, als durch eine vollkommene Eintracht in ihrem Innern, und durch eine eben so vollkommene Einigkeit mit der Natur.

Theoda. Ich gebe dir recht, und frage weiter, was es denn war, das dem Menschen jene überschwängliche Glückseligkeit raubte?

Bertha. Nach der heiligen Sage, welche die Schrift aufbewahrt, war es die Sünde, welche den Menschen erst mit sich, und dann mit der Natur entzweyete; nach der Sage des Hypsikles beym Hemsterhuis war es eine gewaltsame durch die Ankunft des Mondes bewirkte Erschütterung der Erde, welche den Menschen in Unfrieden brachte mit der Natur, und dadurch mit sich selber.

Theoda. Welche dieser Sagen auch die bewährteste seyn möge: beweist nicht die Aufbehaltung derselben im Gedächtnisse der Menschen, daß wir von unsern damaligen Vorfahren nicht ganz entartet sind?

Bertha. Allerdings: denn hätten sie nicht von ihrer Glückseligkeit und Unschuld Erinnerung und Sehnsucht danach, und Erfahrung davon, in einzelnen Augenblicken, auf uns vererbt: so würden jene Sagen ganz unverständlich seyn.

Theoda. Eben so unverständlich aber und unerfreulich würden uns jene Erinnerung und Sehnsucht seyn, wenn sie nicht ihre Auslegung fänden in diesen heiligen Sagen, und durch sie sich in die Hoffnung auflösten, das Verlorene wieder zu erlangen. Und wenn nun im Geleite und unter dem Einflusse dieser Hoffnung die Phantasie sich regt: was wird sie, um den Besitz des gewünschten Gutes zu beschleunigen, anderes thun, als aus der wirklichen Welt eine Reihe von Erscheinungen herausgreifen, und diese so verknüpfen und

darstellen, daß sie Sinnbilder werden einer vom Geiste des Menschen durchdrungenen und ihn wechselseitig durchdringenden Natur, was anderes, als Bildungen hervorbringen, in denen das Reizende der Empfindung nur in sofern schmeichelt als das Zweckmäßige derselben den Verstand befriedigt, und die dadurch den Menschen in jene Zeit versetzen, wo ihm in der Unschuld seines Herzens nur Löbliches lieblich schien, und nur das Gute wohlgefällig war.

Was aber, sagte Theoda weiter, Ordnung mit Fülle, und Reiz mit Würdigkeit im höchsten Grade vereinigt, wie nennen wir das?

Bertha. Schön.

Theoda. Und wenn das Schöne sich in gemessenen Worten ausspricht, was entsteht?

Bertha. Ein Gedicht.

Theoda. Wenn du nun die vorige Frage wiederholtest, welche Hoffnung es sey, unter deren Einflusse, und in deren Geleite die Phantasie poetisch wirkt, was würdest du nun antworten?

Bertha. Die Hoffnung einer dereinstigen Rückkehr des goldenen Weltalters und einer vollkommnen Eintracht des Menschen mit sich und der Natur.

Theoda. Und scheint dir nicht die Muse dieß bekräftigt zu haben, als sie dem Dichter bey der Einweihung zu ihrem Dienste und in ihre Geheimnisse, unter allem Wechsel der Schicksale, Ruh' und Frieden verhieß in diesen Worten:

Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird: so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle;
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird
helle.

Darin scheint die zauberische Lüftung dieses Wunderschleyers am zauberhaftesten, daß sie die Sehnsucht nach dem Höchsten und Besten in einem Grade befriedigt, der selbst der Ahnung keinen Raum mehr läßt, und meinest du nicht, hieraus vermuthen zu dürfen, daß, wie wir in einzelnen Augenblicken, so die Menschen des goldenen Weltalters das ganze Leben hindurch sich in dem Zustande einer keines Zuwachses mehr fähigen und darum hoffnungslosen Glückseligkeit befunden haben?

Bertha. Daß sie die Hoffnung nicht gekannt, bezeugt Hypsikles ausdrücklich. Der Augenblick des Todes, sagt er, war damals schön wie eine aufgehende Blume, nicht durch die Hoffnung, die der Mensch nicht kannte, sondern durch das untrügliche und deutliche Gefühl einer aufblühenden und sichtbaren Zukunft: und eben so wußten sie schwerlich etwas von der Kunst: denn Hesiodus sagt: sie freuten sich der Gelage, ohne der Gesänge zu erwähnen, welche Homer Zierden des Mahles nennt; und doch hätte er dieß wahrscheinlich gethan, um das Geschlecht der Dichter, dem er selber angehörte, zu verherrlichen.

Theoda. Ich kann weder dir noch dem Hypsikles unrecht geben: denn bey der Gesundheit ihrer Sinneswerkzeuge und der Feinheit ihres Nervengewebes,

bey der Einheit ihres Strebens und der Reinigkeit ihrer Stimmung nahmen sie jeden Eindruck nach seiner Stärke und Eigenthümlichkeit in sich auf, und erwiederten ihn mit einem energischen Gegendrucke. Was ihnen von innen und außen an Bildern, Anschauungen und Kenntnissen zugeführt wurde, knüpften sie ohne Mühe dem schon Vorhandenen an, um eines durch das andere zu ergänzen und zu beleben. Da sie in jedem Augenblicke des Spiels aller ihrer Kräfte froh wurden: so blieb ihnen nichts übrig zu wünschen und zu hoffen; und da ihr ganzes Leben in dichterischer Begeisterung verfloß: so hatten sie nicht die schaffende Phantasie, deren der Dichter bedarf, das Schöne darzustellen, sondern nur die beschauende, deren wir bedürfen, das Schöne zu betrachten.

Dieß war die Glückseligkeit des Menschen im goldenen Weltalter, als er, nach der einen Sage, zur Strafe für die Sünde, nach der andern, zu Folge einer unverschuldeten Naturbegebenheit, aus der friedlichen Heimath in die weite ihm fremd oder feindlich gewordene Welt hinausgestoßen, als sein Leib der Veraltung und dem Tode unterworfen wurde. In dem ungleichen Kampfe mit der widerstrebenden Natur wurden nun unter dem Einflusse ungünstiger Sterne die Sinne nach und nach blöder, die Nerven stumpfer oder überreizbar. Die empfangenen Eindrücke verloren ihre Lebendigkeit und Bestimmtheit; die Begriffe verwirrten, die Leidenschaften verunreinigten sich; Verstand und Herz fiengen an, einander zu widerstreben. Schmerz und Krankheit, Irrthum und Sünde vereinigten sich, das vorher un-

getheilte Leben in einzelne Augenblicke zu zerreißen ohne Ordnung und Zusammenhang. Da gleichwohl von dem ehemaligen Glücke den Menschen die Erinnerung übrig blieb, und die Fähigkeit, die ganze Größe desselben zu ermessen: so entstand in ihnen das neue bis dahin unbekannte Gefühl der Hoffnung auf etwas, wovon sie das Bedürfniß empfanden, ohne Erfahrung davon zu haben. Und der, in welchem zuerst diese Hoffnung die Phantasie erweckte, von den fast verschollenen Lauten und versunkenen Trümmern des ehemals harmonischen Menschenlebens einige dürftige Ueberreste sammelnd und ordnend, zu erringen, was ehemals der Mensch als Geschenk empfangen hatte, war der erste Dichter.

Im Geleite also der Veraltung und des Todes sind Hoffnung und Phantasie

zuerst auf der Erde erschienen, in einer Zeit, wo die Spuren ursprünglicher Unschuld und Glückseligkeit noch nicht verschwunden waren. Darum möchte der nicht irren, welcher sagte, beide wären theils himmlischer, theils irdischer Abkunft, und hätten, entsprungen aus der Vereinigung zweyer ungleichartigen Wesen, zur Mutter die unsterbliche Seele und zum Vater den sterblich gewordenen Leib. Und wer erfahren hat, oder erfahren wird, daß es im Leben Augenblicke von Glückseligkeit giebt, in welchen die Hoffnung keinen Raum mehr findet und einstweilen erstirbt, eben dann, wenn die Phantasie, welche niemals stirbt, in ein neues schöneres Leben übergeht, und sich aus einem schaffenden Wesen in ein beschauendes verwandelt, wird nicht zweifeln, daß die Hoffnung mehr nach dem Vater arte, die Phan-

tasie mehr nach der Mutter. — Dieß nun wäre es, setzte Theoda hinzu, was ich dir von ihrer beider Abkunft und Verwandtschaft zu sagen hätte.

Ich finde, sagte Bertha darauf, alles was du sagst, sehr glaublich, begreife aber nicht, was für eine wunderliche Weisheit es seyn muß, die eine so liebenswürdige Schwiegertochter haben kann, wie die Phantasie, und doch der Warnung bedürfen, das zarte Seelchen nicht zu beleidigen.

Hierüber habe ich unter andern Folgendes vernommen, erwiederte Theoda: Die Noth worein die Menschen nach der Verstoßung aus dem Paradiese von jeder Seite geriethen, zwang sie, vor allem für die Bedürfnisse des Leibes zu sorgen, um diesen zu nähren, zu kleiden, zu schützen. Aus der Vereinigung des Bedürfnisses mit der inwohnenden Kraft

ihm abzuhelfen, entsprang eine Weisheit, die man füglich die irdische nennen könnte, da sie es einzig zu thun hat mit der Pflege des Leibes und des Leiblichen. Von ihren zahlreichen Söhnen und Töchtern, die sich unter ihrer Aufsicht wetteifernd beschäftigten mit Erfindung und Bearbeitung der Metalle, mit Jagd, Fischerey, Ackerbau, Schiffahrt und Weberey, unterschied sich der jüngste spätgeborene durch Abneigung vor allen diesen Verrichtungen, und durch ein besonderes Vergnügen, das er er daran fand, die andern zu meistern, wenn sie seiner Meinung nach ihre Sache nicht zierlich genug machten, etwa die Furchen ungleich zogen und die Bäume nicht nach der Richtschnur pflanzten. Wegen dieses Sinnes für Zweckmäßigkeit, der ihn antrieb, immer mehr zu sehn auf das

Wie als auf das Was, wurde er von seinen Geschwistern als ein überkluger Sonderling, als ein müßiges Genußwesen verspottet oder angefeindet. Einer der frommen Dämonen aber, deren Hesiodus erwähnt, gewann ihn eben dadurch lieb, nahm ihn unter seine besondere Aufsicht, schärfte das Gefühl für das Schickliche immer mehr in ihm, und sendete ihn endlich unter dem Namen des sinnigen Verstandes der Phantasie als Gefährten zu. Auf den ersten Blick entdeckten beide, daß sie für einander geschaffen wären, nicht nur wegen der Liebe zum Schönen, die sie gemein hatten, sondern auch wegen der Gemüthsart, worin sie verschieden waren. Denn wie an Lebhaftigkeit sie ihn übertraf, so übertraf an Besonnenheit er sie. Wie sie nun von früh bis spät rastlos geschäftig war, am Himmel

und auf Erden und vornehmlich in den menschlichen Herzen umherzuirren, um die schnell vorübergehenden Naturerscheinungen zu ergreifen, selbst so flüchtige, wie Mondesblicke, Violendüfte, Nachtigallentöne, Liebesseufzer und Kindeslächeln, half er ihr, diese sichten, ordnen und kunstreich zusammenfügen. Eine Freude war es, die herrlichen Ideengewebe zu betrachten, die sie mit wetteifernden Fleiße vollendeten.

Einst nun geschah es, daß die Phantasie der altmütterlichen Weisheit, in der Meinung ihres Beifalls nicht verfehlen zu können, ein Werk darbrachte, worin sie glaubte sich selber übertroffen zu haben. Diese aber würdigte es kaum eines Blickes, und ließ sich die spöttische Frage entfallen, wozu doch dergleichen nütze. Diese Frage, erwiederte die Phantasie, sey der Weisheit unwür-

dig, die doch wissen sollte, daß, wenn es nichts gäbe, was in keiner Rücksicht nützlich wäre, die nützlichen Dinge selbst aufhören würden, solche zu seyn. Dieß beleidigte jene so, daß seit der Zeit beide in beständigem Unfrieden leben, welches der Phantasie von der alten Schwiegermutter mancherley Kränkung zuzieht.

Von dem Allen nun, setzte Theoda hinzu, magst du dem Wilibald mittheilen, so viel dir räthlich scheint. Nur vergiß nicht, ihm zu melden, daß, wenn er meint, unser Gemählde sey nicht das Bildniß der Poesie sondern einer Fürstin des Mediceischen Hauses, er recht hat und unrecht. Recht hat er, zu sagen, daß es nicht das Bildniß der Poesie sey, aber unrecht, daß es das Bildniß einer Fürstin sey. Nein! es stellt die Hoffnung vor mit ihrer Schwester der Phantasie. — Hier endete das Gespräch zwischen

der Theoda und Bertha. Ich habe nur den Inhalt davon mittheilen können, ohne etwas von der Anmuth zu erreichen, wozu sich in den Worten, die sie wechselten, Tiefsinn und Einfalt so wundersam vereinigten.

Alle schienen sich sehr daran erfreut zu haben, und wollten dem Bilibald förmlichen Dank abgestattet wissen, daß er durch seine unziemlichen Spöttereyen über die Poesie, uns die Freude verschafft habe, ihre angestammte Würde in ein neues so helles Licht gesetzt zu sehn. Heil euch! Theoda und Bertha, rief der alte Kerolt. Ihr habt von neuem bewiesen, daß dem Gerechten alle Dinge zum Besten dienen. — Dieß ergriff Osmund mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Wohl gesprochen edler Greis, rief er, im Vertrauen, es werde was du sagst, sich ferner bewähren, will

ich einen andern Ton anstimmen, und, um den Triumph der Poesie zu verherrlichen, als ihr Ankläger auftreten mit den heftigsten Schmähungen, die jemals gegen sie vorgebracht worden, und die, wohl zu merken, bis auf diesen Tag unwiderlegt geblieben sind. Nicht mit eigenen Waffen, denke ich, sie anzugreifen, sondern angethan

mit der unsterblichen Wehr
Sein des erhabenen Mannes, vor dem auch andere zittern.

keines geringern als Platons. Meine ganze Rede soll lauter platonische Gedanken enthalten in Ausdrücken, wie sie mir nach oftmaliger Lesung des Hauptwerks jenes dichterischen Dichterfeindes sich in diesem Augenblick darbieten.

Die Verfassung einer wohlgeordneten Seele, meint Platon, welche verständig, tapfer, mäßig und rechtliebend, so

denkt, daß sie danach handeln kann, und handelt, wie sie denkt; und die Verfassung eines wohlgeordneten Staats, in welchem jeder thut, was ihm obliegt, wo die Weisen herrschen, die Tapfern schützen und die unerzogene Menge gehorcht, sind sich, wie in anderm, ähnlich auch darin, daß nur dann die Poesie ihnen frommt, wenn sie durch Inhalt und Gestaltung unmittelbar sittlichen Zwecken dient, hingegen schadet, wenn sie, wie in den Werken des Homer, Aeschylus und ähnlicher Dichter, kein anderes Gesetz anerkennt, als das Gesetz der Schönheit.

Verunstaltend und zerrüttend wirkt diese Poesie zuerst durch ihren Inhalt.

Daß die Gottheit nicht von Allem, was geschieht, Ursach sey, sondern nur von dem Guten, und daß die Götter als allgenugsame Wesen sich nicht verwan-

deln wie Gaukler, noch die Menschen durch Wort und That täuschen, sind die beiden Satzungen, nach welchen sich richten muß, wer über göttliche Dinge reden will. Dem aber widersprechen die Dichtermythen von streitsüchtigen, schadenfrohen Göttern, die zur Behauptung der Herrschaft mit einander oder mit Giganten kämpfen, und in eigennütziger Absicht Wohl und Wehe nach Willkühr vertheilen, wie auch unter allerley Gestalt auf Erden erscheinen, um die Menschen mit List und Trug zu umstricken. Dergleichen Mythen daher, als der verderblichsten Irrthümer voll, dürfen keinen Eingang finden, weder in eine wohlgeordnete Seele, noch in einen wohlgeordneten Staat. Und was Homer vom Hades erzählt

Fürchterlich dumpf voll Wustes, wovor selbst
grauet den Göttern,

und von den darin klagenden und jammernden, oder wie die Fledermäuse umherschwirrenden Seelen, deß und all desgleichen wegen wollen wir den Homer bitten, nicht zu zürnen, wenn wir es ausstreichen, nicht als unpoetisch und der Menge unlieblich anzuhören; sondern als je poetischer, desto weniger anhörbar für Knaben und Männer, die frey seyn sollen, Knechtschaft mehr fürchtend als den Tod. Und da der wackere Mann für den Wackern, auch wenn er dessen Freund ist, das Sterben nicht als etwas Schlimmes ansieht, und nicht darüber als ein ihn betreffendes Unglück jammert, da ein solcher am meisten sich selber genügt zum Glück des Lebens und vorzugsweise am wenigsten eines andern bedarf: so wird ihn auch der Verlust eines Sohnes oder Bruders oder an der Habe oder anderm dergleichen

am wenigsten schmerzen, er am wenigsten wird darüber jammern, sondern es mit Fassung tragen, wenn ein solcher Unfall ihn trifft. Ausmerzen also müssen wir die Wehklagen namhafter Männer und den Weibern überlassen, und selbst von diesen nur den unwackern und ihres gleichen unter den Männern, damit Aehnliches zu thun diejenigen verschmähn, die wir zu des Landes Schirmung auferziehn. Abermals also wollen wir den Homer und die andern Dichter bitten, den Achilles, einer Göttin Sohn, nicht darzustellen, wie

Bald nun legt' auf die Seiten er sich und
bald auf den Rücken,
Bald auf das Antlitz hin, dann plötzlich empor sich erhebend,
Schweift' er am Ufer des Meers,

oder wie er

Mit beiden Händen des schwärzlichen Staubes ergreifend
Ueberstreute das Haupt;

eben so wenig den Priamus, einen nahen Götterverwandten, wie er allen umherfleht

auf schmutzigem Boden sich wälzend,
Nennend jeglichen Mann mit seinem Namen.

Noch vielmehr verbitten wir, Götter einzuführen, jammernd und ausrufend:

Weh mir armen, o! mir unglücklichen Heldenmutter!

Und wenn nicht Götter, geschweige daß sie wagen dürften, der Götter höchsten so untreffend darzustellen, daß er sagt:

Wehe doch! einen Geliebten umhergejagt um die Mauer
Seh' ich dort mit den Augen; und ach! sein jammert mich herzlich,

Wehe mir! wann das Geschick Sarpedon meinen Geliebten
Unter Patroklos Hand des Menötiaden mir bändigt!

Wenn, läßt Platon den Sokrates zum Adeimantos sagen, lieber Adeimantos, wenn unsere Jünglinge solches ernstlich anhörten, und es nicht als etwas unwürdig Gesagtes verlachten: so würde auch nicht Einer es sein als eines Menschen unwürdig finden, und sich nicht entsetzen, wenn ihn selber anwandelte, solches zu sagen oder zu thun, sondern ohne Scheu und Zurückhaltung bey kleinerm Leiden viel Wehklage und Jammergeschrey anstimmen.

Abgesehn aber, heißt es weiter, von dem Inhalt, der zufällig seyn kann, liegt das Seelenverderbliche der Poesie für den, welcher sie ausübt, in der Natur der Nachahmung selber.

Der lyrischen Dichtung, der edelsten von allen, steht die epische nnd dramatische darin nach, daß der Dichter nicht in eigenem Namen spricht, sondern in fremdem, und zwar der dramatische stets, der epische allermeist. Wegen der Beschränktheit nun der menschlichen Natur ist dieselbe unvermögend, vielerley schön nachzuahmen, oder das selbst zu thun, wovon die Nachahmungen Abbilder sind. Die Wächter daher, die aller andern Beschäftigung sich enthaltend, tüchtige Werkmeister der Freyheit des Staats seyn sollen, und nur das treiben, was hierauf sich bezieht, dürfen nichts anderes thun oder nachahmen, wenn sie aber nachahmen, müssen sie von Jugend auf dem Gemäßes nachahmen, tapfere, mäßige, fromme, edele Männer und anderes solches, Unedles aber weder thun, noch in der Nachah-

mung desselben oder anderes Schlechten stark werden, damit sie nicht von dem Nachahmen das Seyn davon tragen: denn die Erfahrung lehrt ja, daß Nachahmungen, wenn sie von Jugend auf bis spät hin dauren, zur Gewohnheit und Natur werden in Gebehrde, Stimme und Gesinnung. Vor so vielgestalteten Männern also, die abwechselnd wie Könige und Sclaven, wie Kluge und Wahnsinnige, wie Weiber und Kinder sprechen, muß man warnen; und wenn ein so allgewandter Mann, dessen Weisheit eben darin besteht, allfach zu werden und alle Dinge nachzumachen, zu uns käme in die Stadt und seine Gedichte wollte zur Schau stellen: dann würden wir ihm zu Füßen fallen als einem heiligen, wunderbaren, und lieblichen Manne, ihm aber sagen, daß es einen solchen Mann bey uns nicht giebt,

und daß sich nicht ziemt, ihn aufzunehmen. Das Haupt ihm darauf mit Oele salbend und mit Bändern umwindend, würden wir ihn einem andern Staate zusenden; wir ja bedürfen eines strengeren und unlieblicheren Dichters, der uns nütze, und des wackern Mannes Sprache nachahme, und sich in dem, was er sagt, an die Satzungen halte, in welchen wir die Wächter zu erziehn verordnet haben.

Aus einer solchen mit lauter Täuscherey angefüllten Dichterseele kann nichts anderes hervorgehn als Lug und Trug, worin auch das Wesen dramatischer und epischer Darstellung besteht.

Von den ewigen und unwandelbaren Ideen im göttlichen Geiste sind die wirklichen Dinge Abbilder, aus welchen jene zu erkennen das stete Trachten des Weisen ist. Statt ihrer bietet der Dichter

von den Abbildern nur Nachbilder an, welche also die dritte Stelle unter der Wahrheit einnehmen, und selbst diese Abbilder stellt er nicht dar, wie sie sind, sondern wie sie scheinen.

Von dieser steten Beschäftigung mit dem nichtigen Scheine kann nichts anderes Ursach seyn, als völliges Unvermögen, das Wesenhafte der Dinge zu erkennen, und eine noch größere Untüchtigkeit, es hervorzubringen. Zwar behaupten einige, von allen Künsten und allen göttlichen und menschlichen Dingen hätten die Dichter Wissenschaft, weil sie sonst nicht vermöchten, schön darzustellen, was sie darstellen. Aber es irrt, wer so spricht, und die Dichterwerke anschauend, verkennt er, daß sie die dritte Stelle unter der Wahrheit einnehmen, und dem der Wahrheit Unkundigen leicht sind hervorzubringen.

Wie doch, sagt Platon, ließe sich denken, daß, wer beides hervorzubringen vermöchte, das Nachzuahmende und das Abbild, zur Verfertigung des Abbildes hinabzusteigen sich beeiferte, und dieses als das edelste Geschäft seines Lebens erwählte. Wäre er dessen wahrhaft kundig, was er nachahmt, er beflisse sich weit eher der Werke als der Nachahmungen, und bemüht, viele schöne Werke als Denkmale seiner zu hinterlassen, strebte er, der Gefeyerte lieber zu seyn, als der Feyernde. Ueber das andere nun wollen wir den Homer oder sonst einen Dichter nicht zur Rechenschaft ziehn, befragend, ob ihrer einer Arzeneykundiger war, oder nur ein Nachahmer arzeneykundiger Reden (wen doch hätte einer der alten oder neuern Dichter gesund gemacht, wie Asklepios, oder welche Schüler der Arzeneykunde hinterlassen,

wie jener in seinen Söhnen?); auch über die andern Künste wollen wir sie nicht befragen, sondern es auf sich beruhen lassen. Ueber das Größte und Schönste aber, wovon Homer zu sprechen unternimmt, über Krieg, und Heerführung, und Staatseinrichtung, und Menschenerziehung, gebührt sich ihn zu befragen und auszuforschen: Lieber Homer! wenn du nicht auf der dritten Stufe unter der Wahrheit ein Werkmeister der Abbilder der Tugend bist, sondern auf der zweyten, und fähig warest, zu erkennen, welche Anstalten, öffentliche und sonderliche, die Menschen besser oder schlechter machen, wohlan! sage doch, welcher der Staaten verdankt dir eine bessere Verfassung, wie dem Lykurgus Lacedämon und vielen andern viele große und kleine; welcher rühmet denn dich, sein Gesetzgeber geworden zu seyn und ihnen genützt zu haben.

Den Charondas rühmt Italien und Sicilien, und wir den Solon; wer aber dich? Oder, heißt es weiter, wird aus Homers Zeit eines unter seiner Leitung und Berathung wohl geführten Krieges gedacht? Oder werden ihm unter den Werken der Weisheit viele sinnreiche Erfindungen zugeschrieben für Künste und andere Verrichtungen, wie dem Thales, dem Milesier, und dem Anacharsis, dem Scythen? Oder hat Homer den Ruf, lebend, wenn auch nicht öffentlich, doch sonderlich, jemandes Führer der Erziehung gewesen zu seyn, so daß man seinen Umgang liebte und den Nachkommen eine homerische Lebensweise hinterließ, wie ja Pythagoras deswegen vorzugsweise geliebt wurde, und die Nachkommen, deren Lebensweise noch itzo pythagoreisch heißt, vor allen andern hervorscheinen? Wer doch

könnte vom Homer glauben, daß wenn er fähig war, Menschen zu erziehn und besser zu machen, nicht allein dieß nachzuahmen vermögend, sondern auch, es zu erkennen, er nicht viele Freunde gewonnen hätte, die ihn ehrten und liebten. Protagoras ja der Abderite, und Prodikos der Keier, und so viele andere, können den ihrigen im persönlichen Umgange beweisen, daß keiner weder Staat noch Haus zu verwalten im Stande seyn werde, wenn sie nicht seiner Erziehung sich annehmen; und wegen dieser Weisheit werden sie so sehr geliebt, daß ihre Freunde sie, so zu sagen, auf den Händen tragen. Hätten also wohl die Zeitgenossen den Homer, wenn er fähig war, den Menschen zur Tugend zu verhelfen, oder den Hesiodus, als Liedersänger wandern lassen, und sie nicht fester gehalten als Gold, und genöthigt,

bey ihnen im Hause zu bleiben, oder, wenn dieß nicht gelungen wäre, sie begleitet, wohin sie giengen, um gehöriger Erziehung theilhaftig zu werden? Anzunehmen also ist, daß vom Homer an alle Dichter Nachahmer der Abbilder der Tugend sind und des andern wovon sie dichten, die Wahrheit aber nicht ergriffen haben. Entkleidet von dem Schmucke des Rythmus und der Worte, gleichen poetische Schilderungen hübschen aber unschönen Gesichtern, wie sie sich ausnehmen, wenn die Blüthe sie verlassen hat.

Und ferner: Was in die verworrenen Eindrücke der sichtbaren Gegenstände Ordnung bringt, ist das Messen, Zählen und Wägen; und was den regellosen Gemüthsbewegungen der Freude und des Schmerzens, der Furcht und der Begierde Maß und Ziel setzt ist die über-

legende Vernunft. Gleichwie nun die Mahlerey durch täuschende Formen und Farben das leibliche Auge betrügt und irre führt: so schwächt abstumpfend die Poesie durch künstliche Erregung heftiger Leidenschaftlichkeit den innern Blick des Geistes: denn die häufigste und mannichfaltigste Darstellung gestattet der ungestüme Charakter; der besonnene, ruhige, sich immer gleich bleibende aber ist schwer darzustellen, und dargestellt, nicht leicht zu fassen, zumal für ein Gemisch von allerley Leuten, wie sie in Theatern sich zusammenfinden. Darum ist die Poesie nicht zuzulassen in einem wohlgeordneten Staate, weil sie das Sinnliche in der Seele aufregt und nährt, und dieses stärkend das Denkende verderbt. Gleichwie wer durch Emporbringung der Nichtswürdigen den Staat verriethe und die Edeln stürzte,

eben so bringt der nachahmende Dichter in die Verfassung der einzelnen Seelen Zerrüttung durch Willfährigkeit gegegen das Unverständige in ihnen, welches weder Großes noch Kleines unterscheidet, sondern dasselbe bald groß achtend bald klein, Abbilder abbildet, von der Wahrheit aber fern bleibt.

Den größten Vorwurf verdient die Poesie, weil sie auch die Wackern verschlechtert.

Selbst ja die Besten von uns, wenn wir dem Homer oder einem andern Tragödiendichter zuhören, wie sie Helden im Grame darstellen, welche in ihren Wehklagen Wort auf Wort häufen, oder gar Lieder anstimmen, und sich mit Fäusten schlagen, du weißt, daß wir uns dann freuen und ohne Widerstreben folgen, daß wir gerührt, voll Eifers den als einen guten Dichter loben, der vor andern uns so

stimmte. Wenn aber uns ein eigener Kummer trifft, dann rühmen wir uns des Gegentheils, wenn wir vermögen, Fassung zu behalten und auszudauern, weil dieß männlich ist, jenes aber weibisch, was wir damals lobten. Wahrlich ein schönes Lob, beym Anblick eines Mannes, wie man selbst zu seyn nicht wünschen, sondern sich schämen würde, sich nicht zu entsetzen, sondern zu freuen und in Beyfall auszubrechen. Um so unrühmlicher ist dieß, wenn man bedenkt, daß das in eigenen Unfällen gewaltsam Gebändigte, welches nach tüchtigem Weinen und Wehklagen bis zur Sättigung dürstet, da es seiner Natur nach dessen bedarf, eben dasjenige ist, welches dann der Dichter sättigt und labt, daß dagegen das bessere Theil unser Selbst, durch Nachdenken und Gewohnheit noch nicht hinreichend gebildet, das Weinerliche ver

Huth entlassen zu können meint, weil es ja fremdes Leiden sey, das man anschaue, und nicht schimpflich seyn könne, einen andern, der seiner Bravheit sich rühmend doch übermäßig jammert, zu loben und zu bemitleiden, ja die Lust daran hält es sogar für einen Gewinn, den es durch Verachtung des ganzen Gedichts einzubüßen, sich nicht würde gefallen lassen.

Wenige nämlich bedenken, daß sie aus dem Fremden unvermerkt etwas herübernehmen in das Eigene, und daß dem, welcher dort der Weichherzigkeit stärkende Nahrung giebt, schwer wird, sie in eigenem Leiden zu bändigen.

Eben so verhält es sich mit dem Lächerlichen. Wenn nämlich, was du zur Erregung des Lachens selber zu thun scheuest, dich in der komischen Darstellung höchlich erfreut: so ergeht

es dir wie, bey dem Rührenden. Denn was du aus Furcht vor dem Rufe der Possenreisserey durch Ueberlegung in dir selber bändigst, wenn es Lachen erwecken will, das entlässest du dann; und indem du seinem Muthwillen nachsiehst, kommst du unvermerkt dahin, im eigenen Leben ein Spaßmacher zu werden. Nicht anders verhält es sich mit der Liebe, dem Zorn, und was sonst Begierde, Schmerz und Lust in der Seele erregt, welches alles in die ganze Handlungsweise übergeht, weil uns die poetische Darstellung solcher Gestalt bearbeitet. Bewässernd ja nährt sie, was vertrocknen soll, und herrschend macht sie, was dienen muß, wenn wir statt schlechter und elender, besser werden wollen und glückseliger. Wenn du daher, läßt Platon den Sokrates zum Glaukon sagen, Lobredner des Homer

antriffst, welche behaupten, das ganze Hellenenland habe jener Dichter erzogen, und in der Einrichtung und Pflege der menschlichen Angelegenheiten müsse man sich an seine Lehren halten, und ganz nach jenem Dichter den eigenen Wandel ordnend, leben: so liebkose sie freundlich, als in ihrer Art Vortreffliche, und gestehe ihnen zu, Homer sey der allerdichterischeste, und unter den Tragödiendichtern der erste, aber wisse, daß nur Hymnen auf die Götter und Loblieder auf wackeres Dichten und Trachten in den Staat aufzunehmen sind; wenn du aber die in Erzählungen oder Liedern ergötzliche Muse aufnimmst: so werden Lust und Schmerz im Staate herrschen statt des Gesetzes und der gemeinsam und immerdar als das Beste anerkannten Vernunft.

— So sprach Osmund, schwieg darauf einige Augenblicke, und setzte dann hinzu:

Dieß nun ist die versprochene, aus lauter platonischen Gedanken bestehende Anklage der Poesie, welche ich den Thorald als Beytrag zu diesem Redefeste von mir in Empfang zu nehmen bitte. Erhoben hab' ich sie, wie ich gleich Anfangs sagte, nicht um der Poesie wehe zu thun, das sey ferne von mir! auch nicht um den Platon widerlegt zu sehn; widerlegt ist er meiner Meinung nach schon durch die frühern Reden; sondern nur, um zu zeigen, wie schwer sich der Philosoph an ihr verschuldet hat, und daß unserer Feyer etwas Wesentliches fehlte, wenn nicht jene so lang ungeahndet gebliebene Versündigung heute förmlich abgebüßt würde. Am füglichsten geschähe dieß durch einen von denen, die

mir zur rechten sitzen, theils weil sie noch nicht gesprochen haben, theils weil sie als eifriger Verehrer des Platon bekannt sind. Von zweyen weiß ich dieß gewiß, von dem dritten vermuth' ich es, und wenn ich veranlaßte, daß etwa Arnold in Platons Namen dem Homer das Unrecht abbäte, das die Philosophie der Poesie in jenen Schmähungen angethan hat: so könnt' ich mir das Verdienst zuschreiben, unser Fest gekrönt zu haben.

Hierauf nahm Arnold das Wort, und an mich und den von mir mitgebrachten Gast sich wendend, auf welche nebst ihm Osmund zielte, sprach er: Wie dünkt euch meine Freunde, haben wir uns hiebey zu verhalten? Eingestanden hat Osmund, seine platonische Rede bedürfe keiner weitern Widerlegung, weil diese ihr vorangegangen sey. Folglich

scheint er es dabey mehr auf Demüthigung der Philosophie, als Verherrlichung der Poesie angesehn, und den Zweck aus den Augen gesetzt zu haben, zu welchem er sprechen sollte. Füglich könnten wir daher bey dem Thorald, dem Anordner unseres Festes, darauf antragen, daß er ihm diese Ungehörigkeit verweise, seine Rede für nicht gesprochen erkläre, und ihn nöthige, eine andere zu halten. Wollen wir nun von diesem Recht Gebrauch machen oder nicht, sondern sofort thun, was er uns zumuthet?

Dem strengen Rechte, sagte der Fremde, wäre wol das erste gemäßer; doch sähe ich ungern den Osmund gekränkt: denn was er sagte, war doch schön anzuhören, so schön, daß man schwören möchte, es wäre aus einem Werke des größten aller Dichter.

So viel ich mich erinnere, unterbrach ich ihn, fodert Platon nicht nur die Dichter, sondern auch ihre Freunde zum Widerspruche gegen seine Behauptungen auf, und wünscht nichts mehr, als überzeugt zu werden, die Poesie sey nicht nur etwas Angenehmes, sondern auch Nützliches. Sind also, wie Osmund meint, Platons gegen die Poesie gerichteten Vorwürfe durch die, welche vor ihm gesprochen haben, schon beantwortet: so wird es von Seiten der Philosophie keiner Abbitte bedürfen, sondern nur der Erklärung, daß sie versöhnt sey; und darin liegt nichts Demüthigendes, wofern nicht etwa, was mir das Liebste wäre, der Fluß der platonischen Rede alles Gute und Schöne, was wir vorher zum Lobe der Poesie hörten, aus unsern Seelen rein weggespühlt hat; denn in diesem Falle wären die frühern

Reden

Reden als nicht gesprochen anzusehn, das Fest von neuem anzufangen, und Osmund hätte das Verdienst, durch die platonische Rede es, nicht wie er meint, gekrönt, sondern eingeweihet zu haben.

Wohlan! sagte Arnold, was auch beschlossen werde, ich will mich dem Urtheil der Gesellschaft unterwerfen, mit der Bedingung jedoch, daß sie nicht eher entscheide, als bis ich erzählt habe, was ich einst über den Platon und die Poesie aus Veledas Munde hörte. Ihr übrigen kennt ja diese wunderbare Frau; und unser Gast wird sie aus meiner Erzählung mehr als nur dem Namen nach kennen lernen.

Einst kam ich, während ihres letzten Aufenthalts bey uns, wie ich pflegte, gegen Abend zu ihr, etwas später als gewöhnlich. Bey'm Eintritt in das Zimmer schien sie mir über etwas nach=

zusinnen; und, um sie nicht zu stören, zog ich mich in eine Ecke zurück, bis sie die Augen aufschlug, mich gewahr ward, und näher kommen hieß. Da ich nicht anfieng zu sprechen, sah sie mich von neuem an, und sagte: Du siehst ja so verstimmt aus, was fehlt dir denn?

Ach! meine theure Veleda, antwortete ich, es ist mir jetzo etwas ganz Außerordentliches begegnet.

Was denn?

Ich war heute zum ersten Male als Gast in der neuerrichteten Lese-Anstalt, und ergötzte mich an einem dort hangenden Bilde, welches den Schauspieler Fleck vorstellt als Wallenstein. Da kam Vollrad auf mich zu, den du vielleicht dem Namen nach kennest, unter den Philosophen des Tages gilt er für einen der derbsten. Dieser also kam auf mich zu, und bezeigte seine Verwunderung, wie

ein solcher Platoniker, als wofür er mich hielte, sich an etwas so Nichtigem erfreuen könne. Auf der wie vielsten Stufe unter der Wahrheit, meinest du denn, sagte er, daß dieses Bildniß stehe? — Ich will dir es vorrechnen. Der idealische Wallenstein im göttlichen Geiste stand auf der ersten; der wirkliche leibhaftige, wie er im dreyßigjährigen Kriege schaltete und waltete auf der zweyten, der poetische Schillers auf der dritten, Fleck als Wallenstein auf der vierten, dieses Bildniß Flecks auf der fünften, und das Abbild davon auf der Netzhaut deines Auges auf der sechsten. Also, was dich ergötzt, ist das Abbild von dem Abbilde eines Abbildes von dem Abbilde eines Abbildes von dem Urbilde. Dieß sagte er mit so lauter Stimme, daß sämtliche Anwesende, die als seine Jünger und Genossen da um einen Tisch herum-

saßen, die Tagesblätter, worin sie lasen, aus der Hand legten, und in ein lautes Gelächter ausbrachen. Aufgemuntert hiedurch gieng er in seiner Kühnheit weiter, daß er sogar Hand an mich legte, mich rund um drehete und schwur, er würde niemals zugeben, daß ich an diesem Bilde mich erfreute, wenn ich nicht feyerlich den Platon für den ersten unter allen Sophisten erklärte. Hiebey gerieth ich, wie du leicht denken kannst, in eine Verwirrung, daß ich vor Beschämung mich gar nicht zu fassen wußte, und jene von neuem anfiengen zu lachen. Was mich anbelangt, sagte einer von ihnen, ich kenne die alten Philosophen wenig, oder gar nicht, aber wenn es mit den Gliedern steht wie mit dem Haupte, wahrlich! dann hat Kant recht; wir sind übel berathen, wenn das die Leute sind, an deren Fackel wir unsere Leuchte an-

zünden sollen. Vielleicht, sagte ich darauf, lasse sich manches zu Platons Rechtfertigung anführen, nur scheine Zeit und Ort nicht günstig, es vorzutragen und anzuhören; darum bleibe es lieber ausgesetzt. Sie nun vertieften sich wieder in ihre Tagesblätter, und ich stahl mich weg, zürnend, nicht sowohl auf den Vollrad, der nur gethan hatte, was seiner Natur gemäß war, als vielmehr auf mich, daß, wenn sie mich bey'm Wort gehalten hätten, den Platon zu rechtfertigen, ich nichts würde zu sagen gewußt haben; ja auch auf dich Veleda möcht' ich zürnen, wenn es möglich wäre, daß du mich für solche Fälle niemals hierüber belehrt hast. Aber du lächelst ja Veleda?

Ich lächele nicht, sagte sie darauf, sondern ich lache, über dein weinerliches, fast möcht' ich sagen, kindisches Wesen. Komm, setze dich hier neben mich, ich will dir etwas erzählen.

Vor mehrern Jahren besuchte mich ein junger Reisender, der mir von einer Freundin empfohlen war. Bey'm Abschiede überreichte er mir sein Stammbuch, und in Beziehung auf das, wovon wir gesprochen hatten, schrieb ich mich ein mit den Worten aus dem Alexis des Hemsterhuis: Die Poesie ist für die Wahrheit, was Aurora für die Bildsäule des Memnon, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt. Er las dieß und bezeigte seine Verwunderung, wie doch von einem so platonischen Philosophen ein so unplatonischer Spruch herrühren könne. Ich darauf pries ihn glücklich, daß er in so jugendlichem Alter schon so genau zu unterscheiden wüßte, was platonisch wäre, und was nicht. Gewiß Fremdling, setzte ich hinzu, hast du aus Quellen geschöpft, die unser Einem unzugänglich sind; und

in diesem Falle werd' ich dich nicht von mir lassen, bis du deine Schätze mit mir getheilt hast. Er aber versicherte, über Platons Meinung von der Poesie nichts gelesen zu haben, als was sich in seinen Werken über den Staat und die Gesetze zerstreuet finde; dieß aber meinte er, sey hinreichend, um jeden Zweifel an des Philosophen feindseliger Gesinnung gegen sie, zu entfernen, da er seinen Angriff nicht wider zufälligen Mißbrauch der Kunst richte, sondern wider das Wesen derselben. Darauf erinnerte ich ihn an eine Stelle in Platons Phädrus von dem Vorzuge des lebendigen und beseelten Wortes vor dem geschriebenen, wo Sokrates sagt, der des Wahren, Guten und Schönen Kundige schreibe entweder gar nicht, oder thue es nur zum Spiele, oder zur Erinnerung für die Jahre der Vergessenheit; zur

Aufbewahrung aber des Besten, was er wisse, wähle er eine befreundete Seele, und bepflanze sie mit schönen Gedanken, welche in andere Seelen übergehend, und darin einwurzelnd, jenes unsterblich machten. Die also der Seele eingeschriebenen Reden allein verdienten seine ächten Kinder zu heißen, vornehmlich die ihm selber inwohnende, und dann solche, die etwa als deren Sprößlinge und Geschwister zugleich in andern Seelen aufwüchsen; und Niemanden gebühre der Name eines Weisen, der nicht, sprechend über das, wovon er geschrieben, das Geschriebene zu Schanden machen könne. — Hieran erinnerte ich den Fremdling, und fragte ihn, ob er nicht meine, daß vieles als platonisch Geltende unplatonisch, und vieles als unplatonisch Geltende platonisch erscheinen würde, wenn man den Platon über

seine Lehre sprechen hörte. Allerdings, erwiederte er, zugleich aber würde daraus folgen, daß, da sich Platon nicht von den Todten auferwecken lasse, ihn zu befragen, man überhaupt verzweifeln müsse, ihn zu verstehn. Das möcht' ich eben nicht behaupten, antwortete ich, da ja Platons edelste Schüler könnten wie ihr Meister gedacht, und vorgezogen haben, den Kern seiner Lehre durch mündliche Ueberlieferung fortzupflanzen, so daß, wem es glückte, ihrer einen anzutreffen und offenherzig zu machen, der vielleicht manches erführe, was zum Prüfstein der ächten Platonslehre dienen könnte. Dessen nun, was ich hiemit anzudeuten schien von einer geheimen zwey Jahrtausende hindurch von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Ueberlieferung ächt platonischer Weisheit, verwunderte er sich nicht wenig, und bat

mich dringend um nähern Aufschluß, wofern ich ihn dessen würdig achtete. Ich aber antwortete, daß ich nicht zu den Eingeweiheten gehöre, und daß mir namentlich über Platon's wahre Meinung von der Poesie nur einzelne Wörtlein zugekommen seyen, indessen, setzte ich hinzu, habe er ja auf der bevorstehenden Reise die beste Gelegenheit, Erkundigung einzuziehn, und zu diesem Zwecke riethe ich ihm, vorerst nach Weimar zu gehn, dann etwa nach Pempelfort, hierauf sich nordwestlich zu wenden in die Gegend des Haag, wo er, wenn nicht den Hemsterhuis selbst, der damals krank, oder vielleicht schon todt war, doch einen Freund von ihm antreffen würde; und wenn, was er auf dem festen Lande gehört hätte, ihn begierig machte nach mehr, so möcht' er sich zu Schiffe setzen und hinübersegeln nach England, und die dortigen Ver-

ehrer und Geistesverwandten des Jacob Harris aufsuchen. Dieser Reisende nun, fuhr Veleda fort, ist vor Jahr und Tag zurückgekehrt, und hat mir mancherley erzählt, unter andern euch eine Sage mitgetheilt, an die mich dein Klagelied erinnerte, so, daß ich anfangen mußte zu lachen.

— Ein Jüngling aus Korinth, lautet diese Sage, las Platon's Werk über den Staat, und wurde dadurch zu einer solchen Liebe für die Philosophie begeistert, daß er nach Athen gieng, sich unter Platon's Schüler aufnehmen zu lassen, um unter des weisen Mannes Berathung und Obhut seiner Seele die Wohlgestalt zu geben, wovon jenes Werk das Bild aufstellt. Zufällig kam er in Athen an, einige Tage vor dem Anfange der Dionysien, zu deren theatralischer Feyer unter andern der Oedipus des

Sophokles bestimmt war. Da er, um sich auf den Umgang mit dem Platon vorzubereiten, schon lange der Poesie entsagt hatte, so beschloß er, jene Schauspiele mit anzusehn, nicht, um sich an ihnen zu erfreuen, sondern noch inniger von der Nichtigkeit der Kunst zu überzeugen, und dann sich der Pflege des Philosophen um so zuversichtlicher empfehlen zu können. Doch war der Erfolg anders als er vermuthete. Der Eindruck, welchen am ersten Tage der Dionysien jene Tragödien und dann die Darstellungen der Rhapsoden auf ihn machten, regte alles Schöne, was als Erinnerung und Ahnung in ihm schlummerte, so mächtig auf, daß ihm der Vorsatz, die Freude daran als etwas Sträfliches zu fliehn, unnatürlich schien; und doch dünkte ihm die Platonische Wohlgestalt der Seele etwas so Schö-

nes, daß es für keinen Preis theuer genug zu erkaufen wäre. Hiedurch gerieth er mit sich selber in einen Zwist, den er meinte erst beylegen zu müssen, ehe er wagen könnte, dem Platon vor die Augen zu treten, und so verirrte er sich einst, zweifelnd und sinnend, in einem der abgelegensten und dunkelsten Gänge der Gärten der Akademie. Da wurde den Jüngling Jemand gewahr, der sich durch seinen gesenkten Blick und edeln Anstand so angezogen fühlte, daß er ihn anredete. Die Hoheit und Milde in den Worten und Gebehrden des Fremden flößten jenem Ehrfurcht und Vertrauen ein. Er offenbarte ihm den Zustand seines Herzens, und schloß mit den Worten: Um Platons und der Philosophie würdig zu werden, sähe er von dem Hasse gegen die Poesie die Nothwendigkeit ein, fühlte aber zugleich die Unmöglichkeit.

Die Nothwendigkeit, sagte darauf der Fremde lächelnd, ist eine strenge und mächtige Göttin, aber die Unmöglichkeit ist noch strenger und noch mächtiger; und da sich nicht hoffen läßt, diese zur Nachgiebigkeit zu bewegen in ihrer Weigerung: so solltest du versuchen, jene milder zu machen in ihrer Foderung. Gewiß, fuhr er fort, Jüngling, würdest du die Philosophie nicht so eifrig lieben, wenn du sie nicht kenntest. Sage mir also, was du dir darunter denkst.

In Ansehung äußerer und irdischer Dinge mag es wahr seyn, antwortete der Jüngling, daß man sie kennen müsse, um sie zu lieben; innere aber und göttliche muß man, wie es scheint, lieben, um sie zu kennen. Da nun meine Liebe zur Philosophie, wie ich dir gestanden habe, unrein ist: so ist auch mein Begriff von ihr zu verworren, als daß ich Rechenschaft davon ablegen könnte.

— Ueberrascht und erfreut durch diese schlichte Antwort, sagte der Fremde weiter:

Nicht wahr? wenn es einen gäbe, der bey angeborener Scheu vor dem Irrthume sich immer bewachte, nichts für wahr gelten zu lassen, als wovon das Gewissen ihm bezeugte, daß er hinreichende Gründe dazu habe; und dem es gelänge, zwischen einer möglichst großen Anzahl von Erscheinungen den Zusammenhang dergestalt zu erforschen, daß seine Vorstellungen in eben der Verbindung unter einander stünden, wie die Gegenstände, worauf er sie bezieht; und der von dieser Verbindung und den wechselseitigen Beziehungen seiner Gedanken und Empfindungen im Fortschritte des Lebens von Jahre zu Jahre eine immer hellere Anschauung gewönne: so wäre das einer, wie du zu werden wünschest.

Ein solcher, erwiederte der Jüngling, würde die Weisheit nicht lieben, sondern haben, was weit über meine Wünsche hinaus liegt; darum begnüge ich mich zu antworten, daß er mir sehr beneidenswürdig schiene, obgleich er, wie ich wohl sehe, die von mir geliebte Kunst als etwas seiner Unwürdiges verschmähen würde.

Und warum meinest du, versetzte der Fremde, daß er die Kunst verschmähen müßte? etwa, weil es den Werken derselben an Zusammenhang fehlt? oder verdankt Homer seinen Ruhm etwas anderm, als der Geschicklichkeit, womit er so viele und verschiedene Sagen von Göttern und Heroen zu einem Ganzen verbunden hat? und haben nicht überhaupt die Werke ächter Kunst und Wissenschaft das mit einander gemein, daß sie desto vollkommener sind, je inniger die Theile, woraus sie bestehen, zusammenhangen?

Allerdings, antwortete der Jüngling; doch unterscheiden sie sich darin, daß in den wissenschaftlichen Werken der Zusammenhang ein erforschter und nothwendiger ist, in den Werken der Kunst ein erdichteter und bloß möglicher.

— Aber, sagte der Fremde weiter, scheinet dir nicht, daß, wenn so eigennützige und schadenfrohe Wesen über die menschlichen Angelegenheiten walten, wie Homer in den Göttern schildert; und wenn es einen so zornmüthigen Helden gegeben hat, wie Achilles, oder einen so stolzen König wie Agamemnon, diese unter den angenommenen Umständen so hätten sprechen und handeln müssen, wie Homer sie sprechen und handeln läßt, und daß ihnen eben diese innere Nothwendigkeit einen Schein der Natürlichkeit gab, welcher den Homer so sehr täuschte, daß er seine Gesänge für

Eingebungen der Muse hielt, die ihm alles so vorerzählte, wie es wirklich sich begeben hätte.

Das gestehe ich ein, erwiederte der Jüngling, setze aber hinzu, daß mir dieser Schein des Natürlichen desto gefährlicher vorkommt, je täuschender er ist, da er über die Götter und göttlichen Dinge so unwürdige Begriffe verbreitet und fortgepflanzt hat, die in Homers Zeit vielleicht verzeihlich waren, jetzo aber es nicht mehr sind, seit die Philosophen das Irrige davon erwiesen haben.

Und woher, fragte der Fremde weiter, schließen denn die Philosophen, daß Homers Götterlehre irrig sey?

Weil sie, antwortete der Jüngling in Widerspruch steht mit der Ordnung, die in der Natur herrscht, und auch in den menschlichen Angelegenheiten herr-

schen würde, wenn wir thäten, was die Gottheit durch des Gewissens Stimme uns gebietet.

Demnach, fuhr der Fremde fort, hätten die Philosophen jene Irrthümer wohl nicht aufdecken können ohne die Fähigkeit, zwischen einer sehr großen Anzahl von Erscheinungen den Zusammenhang zu übersehn?

Schwerlich, antwortete der Jüngling.

Also auch wohl nicht, sagte der andere, ohne den Beystand derer, welche diese Fähigkeit des Menschen am ersten geübt haben und am vollkommensten ausbilden, nämlich der Dichter.

Wie meinest du das? fragte der Jüngling.

Ich meine, antwortete jener, daß das Wesen des Schönen, in welchem die Dichter als in ihrem Elemente leben,

darin allein besteht, eine möglichst große Anzahl von Vorstellungen im Zusammenhange zur Anschauung zu bringen, und daß, wenn man den Speer des Achilles rühmt, welcher die Wunden heilete, die er schlug, größres Lob die Dichter verdienen, weil sie täuschend, dem Geiste die Kraft mittheilen, sich zu enttäuschen nicht nur von den Irrthümern, womit sie selber ihn verletzen, sondern auch von allen übrigen. Oder meinest du, daß man vermogt hätte, den nothwendigen Zusammenhang der Dinge zu erforschen, ohne vorher einen bloß möglichen anzuschauen, daß man vermogt habe, zur Wissenschaft zu gelangen, ohne sich vorher durch die Kunst geübt zu haben?

Wer dich so reden hörte, sagte darauf der Jüngling lächelnd, möchte meinen, daß Sokrates, wenn er zur

Zeit der Herakliden gelebt hätte, vielleicht ein Dichter, und Homer, wenn er itzo lebte, vielleicht ein Philosoph geworden. Ich will nicht widersprechen, ich freue mich vielmehr, Kunst und Wissenschaft einander so nahe verwandt zu wissen. Gleichwohl scheint aus dem, was du sagst, nur zu folgen, daß es sich mit der Poesie verhalte, wie mit den Kinderspielen, welche den Knaben nicht nur ergötzen sondern auch üben, dem Manne aber nicht ziemen.

Ehe du, antwortete der Fremde, hievon die Anwendung machst, beantworte mir eine Frage über den Oedipus des Sophokles, den du neulich auf der Bühne gesehn hast. Hältst du dieses Werk einer Verbesserung für fähig, oder meinst du, daß spätere vollkommnere Kunstwerke den Ruhm seiner Schönheit verdunkeln werden?

Nein, antwortete der Jüngling. Es befriedigt, wie mir scheint, die Foderung an eine Tragödie so vollkommen, daß jede Veränderung es entstellen würde. Und da das Schöne etwas in sich Vollendetes ist: so läßt es keine Grade zu. Alle künftige Tragödien werden also nur insofern Werth haben, als sie in der Gestaltung und dem Eindruck auf das Gemüth jener gleichen, und können daher nicht anders als wetteifernd die Vorzüge derselben in ein immer helleres Licht setzen.

Kennst du, fragte der Fremde weiter, ein Werk der Wissenschaft, das sich gleicher Vollendung rühmen konnte?

Nein, antwortete der Jüngling; im Gegentheil scheine ich mir an mir selber erfahren zu haben, daß jedes ächte Werk der Wissenschaft die Wißbegierde mehr reizt als befriedigt, und daß es, je lehr-

reicher es ist, in desto höherm Grade eine wehmüthige Sehnsucht in der Seele erregt nach einer Klarheit und einem Umfang der Erkenntniß, in Vergleichung womit das Erlernte als nichtig verschwindet; ja in den vollkommensten Werken der Wissenschaft, die ich kenne, in Platons, glaube ich Spuren anzutreffen, daß ihr Urheber sie nicht für vollendet hält, und darum mit Sorgfalt bedacht ist, auf die in der Forschung oder Beobachtung gebliebenen Lücken und Mängel aufmerksam zu machen, und zur Ausfüllung und Vervollständigung derselben aufzufodern.

Ohne, sagte der Fremde darauf, was der Einzelne erreicht hat, als das Maß des Erreichbaren anzusehn, laß uns die Natur der Wissenschaft erwägen. Aus der aller Wissenschaft zum Grunde liegenden Idee von einer innigen und durch-

gängigen Verknüpfung aller Dinge folgt unwidersprechlich, daß Ergründung des Einzelnen und Endlichen die Erkenntniß des Ganzen und Unendlichen erfodern würde. Ihre Aufgabe, zwischen einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen den Zusammenhang zu erforschen, kann die Wissenschaft nie vollständig lösen, sondern in ihren Werken nur Versuche und Bruchstücke aufstellen, welche ein Geschlecht dem andern zur Bearbeitung und Ergänzung überliefert. Ihr Ziel, die Wahrheit, kann sie nie erreichen, weil es in unendlicher Ferne liegt, ihr Streben aber endlich ist; wogegen sich von dem Künstler sagen läßt, sein Gegenstand sey endlich, sein Streben aber unendlich, sofern er nämlich nicht mehr Stoff zu verarbeiten unternimmt, als dessen er sich bemeistern kann, um ihn bildend völlig zu durchdringen. Indem

er ein Ganzes aufstellt, in welchem alle nach so kleinen Theile ein für sich vorhandenes Daseyn haben, zugleich aber in so inniger Verknüpfung unter einander stehn, daß jeder nicht nur von dem andern, sondern auch von dem Ganzen Ursach ist und zugleich Wirkung, Mittel und zugleich Zweck, tritt er zu seinem Werk in das Verhältniß des Schöpfers zu dem Geschöpfe, und befriedigt darin, auch wenn es von noch so kleinem Umfang ist, die Sehnsucht nach dem Höchsten und Besten, in einem Grade, wie das größte und vortrefflichste Werk der Wissenschaft nicht vermag. Wenn man nun den Wissenschaftlichen die Kunst entzöge, wäre nicht zu besorgen, sie möchten bis auf die Ahnung auch das einbüßen, wovon jene die würdigsten Sinnbilder aufstellt, sie möchten unter stetem Handhaben der Stückwerke ihrer eigenen Arbeit die Idee von Einheit, Zusammenhang und Vollendung dergestalt ver-

lieren, daß sie, ohne diesen Leitstern in dem Labyrinthe der Erscheinungen umherirrend, wie Wahnsinnige immer suchten und suchten, ohne zu wissen, was, bis sich endlich vielleicht ein liebevoller Dichter ihrer wieder erbarmte, und ihnen zum Selbstverständnisse verhülfe?

Du setzest mich, antwortete der Jüngling, durch die Kühnheit deiner Folgerung in Erstaunen. Ich kann nicht widersprechen, und wage nicht beyzustimmen.

Du wirst beystimmen, antwortete der Fremde, wenn dir je vergönnt wird, einen Blick zu thun in das Innere deiner eigenen oder sonst einer wissenschaftlichen Seele. Den Sokrates hast du nicht gekannt?

Ich bin, antwortete der Jüngling, zehn Jahre nach seinem Tode geboren.

Aber gehört hast du wohl, fragte der andere weiter, wie er einst im Lager vor Potidäa einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in Betrachtung versenkt blieb?

Davon weiß ich, antwortete jener, aus

der Erzählung des Alcibiades im Gastmahle.

Oft hat mir Sokrates, fuhr der Fremde fort, erzählt, damals sey ihm über die göttlichen und menschlichen Dinge so viel Herrliches offenbart, daß seine übrigen Tage alle nicht hinreichen würden, es zu entwickeln und zu verarbeiten; und was er weiter erzählte von der wunderbaren Bewegung des Gemüths, worin er sich befunden, läßt keinen Zweifel übrig, daß das dämonische Wesen, welches damals seine Eingebungen in so reichem Maße über ihn ausgoß, der Homerischen Muse nahe verwandt war. Ja, sey versichert, daß wie er, alle andere seinem Geiste Befreundete, welche wie Lykurgus und Solon als Gesetzgeber, oder wie Zoroaster als Religionsstifter, oder wie Pythagoras als Gründer neuer Lebensweisen, oder wie Thales als Entdecker verborgener Wahrheiten, durch die Kühnheit und den Umfang ihrer Ideenverbindungen

die Bewunderung des menschlichen Geschlechts geworden sind, in den bedeutendsten und inhaltvollsten Augenblicken ihres Lebens Dichter waren, daß sie früher ahneten als erkannten, früher anschauten als begriffen. Die Kunst ausrotten, wäre also nichts anderes, als die Quelle der Wahrheit versiegen machen, und aller Wissenschaft den Tod bringen. — Ich höre dich mit Beyfall und Verehrung an, sagte der Jüngling darauf; doch möcht' ich schwer zu überreden seyn, daß du weiser wärest als Platon. Wenn alles sich so verhielte, wie hätte dieser an dem Homer und den übrigen Dichtern die Unkunde in dem, wovon sie sprechen, mit so strengem Ernste tadeln können?

Platon, antwortete der Fremde, wirft dem Homer vor, daß er von der Weberey und der Schiffahrt und dem Ackerbau und der Heilkunst rede, ohne in dem Allen erfahren zu seyn; aber er beschuldigt ihn nicht, daß er Könige und Hirten,

Männer und Frauen reden und handeln lasse, ohne Kenntniß, wie diese unter angenommenen Umständen sprechen und handeln müssen. Also scheint er ihm Geringeres abzusprechen und Größeres zuzugestehen; oder hältst du irgend eines Dinges Kenntniß für wichtiger als die Kenntniß der menschlichen Natur?

Die Menschenkenntniß, antwortete der Jüngling, übertrifft, wie es scheint, alle andere Kenntnisse desto mehr, ein je zu sammengesetzteres und geheimnißvolleres Wesen der Mensch ist als alle übrige; aber auch sie scheint Platon dem Homer abzusprechen, indem er die Dichtergebilde mit Gemählden vergleicht, welche von dem menschlichen Leibe die Außenseite täuschend nachahmen, ohne von dem wundervollen Bau seines Innern das Geringste darzustellen; und woher auch sollte Homer die Kenntniß der Menschen geschöpft haben, die er schildert, da er Jahrhunderte nach ihnen gelebt hat?

In meinem eigenen Namen, versetzte der Fremde', weiß ich hierauf nichts zu antworten. Ein Mythologe würde vielleicht sagen, daß ein Gott sie ihm mitgetheilt habe. Was nach der Herstellung unseres Geschlechts durch den Deukalion und die Pyrrha, möchte er vielleicht sagen, die Menschen gegenseitig so feindselig machte, war, daß sie einander nicht verstanden, und sich in einander nicht zu finden wußten. Der Greis vergaß, wie ihm in der Jugend zu Muthe gewesen, und der Jüngling ahnete nicht, wie ihm im Alter zu Muthe seyn werde; der Reiche konnte sich nicht in die Lage des Armen; und der Arme nicht in die Lage des Reichen versetzen. Jeder hielt den andern für so gut oder so böse, für so glücklich oder so unglücklich, als er selber war. Daher fehlte es ihnen an Vorsicht gegen den Schlauen, an Achtung gegen den Braven, an Mitleid gegen den Hülfsbedürftigen, an Schonung gegen den Fehlenden.

um den unaufhörlichen Zwisten und Mißverständnissen, die dadurch veranlaßt wurden, und jeden dauernden Verein unmöglich machten, abzuhelfen, fand der Gott kein besseres Mittel als recht viele und verschiedene Seelen in eine Brust einzuschließen, welche wohnhaft in demselben Leibe und unter steter Aufsicht eines und desselben Verstandes in die vielfachste Berührung kämen, und durch ihr Einwirken auf einander dem Geschlechte der Menschen ein Bild ihrer gegenseitigen Verhältnisse aufstellen könnten.

Ein solches dämonisches, vielherziges und seelenreiches Wesen war Homer; und als bey seinem Eintritt' in die Jahre männlicher Jugend alle diese Seelen anfiengen sich zu regen, und eine jede, ihre besondern Kräfte zu entwickeln, vernahm er die aufbewahrten Sagen von dem troischen Kriege und den Irrungen der Rückkehrenden. Zwischen den Helden dieser Sagen und den ihm inwohnenden Seelen ent-

deckte er Aehnlichkeit, und so nannte er die eine Achilles, die andere Nestor, eine dritte Penelope und andere anders. Indem er nun diese der Erzählung jener Sagen gemäß gegen einander sprechen und handeln ließ, entstanden unvermerkt die Gesänge der Iliade und Odyssee. Es fehlt so viel, würde der Mythologe hinzusetzen, daß die Gebilde, welche sie aufstellen, von den wirklichen Personen, deren Namen sie führen, Abbilder sind, daß sie vielmehr derselben Urbilder darstellen mit der Reinheit und Bestimmtheit der Umrisse, die sie von Ewigkeit her hatten im göttlichen Geiste. — Du wirst doch nicht freveln, rief hier der Jüngling betroffen aus, und mich zu überreden meinen, die vom Homer entworfene Schilderung einer so nichtswürdigen feigen und tückischen Seele wie des Thersites, könne Raum haben im göttlichen Geiste, oder ihr Urbild anderswo finden, als in einem ganz verderbten menschlichen Gemüth.

— Ich meine nicht zu freveln, antwor- wortete der Fremde, wenn ich sage, daß alles, was von Menschen gedacht, gewollt und gethan wird, in einer Rücksicht ohne Unterschied gut sey, sofern nämlich der Böseste der ewigen Ordnung zwar entgegenstreben kann, aber nicht entgegen wirken, daß der Dichter durch den Gebrauch, den er von menschlicher Schwäche oder Verderbtheit macht, die Schuldigen gewisser Maßen reinigt und entsündigt, indem er sie nöthigt, als ergänzende Theile der Kunstwerke zu thun, was sie im Leben selten oder nie thaten, eine Regel anzuerkennen und einem Gesetze zu gehorchen, ja daß er durch geschickte Verbindung vortrefflicher, mittelmäßiger und schlechter Charaktere zu einem harmonischen Ganzen die Gottheit nachahmt, die unablässig wirkt, das Ungleiche zu ebenen, das Schmucklose zu zieren, das Feindliche zu befreunden.

— Gleichwohl wirst du mir eingestehn,

erwiederte der Jüngling, daß ein schönes Leben der Sitte und Zucht etwas Vortreff-licheres ist, als ein noch so schönes Gedicht. Wenn also die Dichter so große Freunde der Ordnung sind, wie kommt es denn, daß sie dieselbe, der Kunst zu gefallen, da ver-letzen, wo sie zu bewahren uns allen am angelegensten seyn sollte, in dem mensch-lichen Gemüthe, so fern sie ja, wie Platon ihnen vorwirft, durch absichtliche Erre-gung heftiger Leidenschaftlichkeit herr-schend in uns machen, was dienen soll, und dienend, was herrschen?

Daß der Dichter, antwortete der Frem-de, Leidenschaften erregt, ist wahr; aber diese Erregung ist nicht sein Zweck, sein Zweck ist Reinigung derselben. Was uns im Reden und Thun des zornmüthigen Achilles und der zärtlichen Andromache erfreuen und zur Nachahmung reizen soll, ist nicht das Leidenschaftliche, sondern das Gesetzmäßige, welches sich offenbart durch die Einstimmung, worin das Toben des

einen und die Klagen der andern mit ihrer ganzen Sinnesart stehn und durch die Wahl der schönen rhythmischen Worte, worin sie reden. Indem die Dichter nur scheinen uns zu ergötzen, geben sie uns von allen menschlichen Ereignissen, freudigen und traurigen, Kenntniß und Erfahrung, damit, wenn etwas hievon im eigenen Leben uns trifft und uns zum Hasse oder zur Liebe reizen will, oder in Gram und Kummer versenken, wir nicht unvorbereitet seyen und uns zu fassen vermögen. Das erreichen sie freylich nur an einem durch Philosophie Veredelten und durch die Kraft der Sitte Wohlgewöhnten. Aber wenn es einem solchen gelänge, die Stimmung, worein ihn ein Gesang des Homer, oder eine Tragödie des Sophokles versetzt, herrschend bey sich zu machen, und in das Leben hinüberzunehmen, wenn er den Dichtern das Geheimniß ablernte, in dem Verhältnisse als der Kreis seiner Empfindungen an Umfang,

Fülle und Mannichfaltigkeit zunimmt, den Zusammenhang und die Einstimmung derselben zu erhöhen, so, daß er unter allem Wechsel der Empfindungen, wie sie, niemals den rechten Ton verlöre und immer das Maß beobachtete, der möchte wohl, meinest du nicht? wenn irgend einer, auf dem Wege seyn, zu der Wohlgeordnetheit in seinem Innern zu gelangen, wonach uns beide, dich und mich, als nach dem Wünschenswürdigsten verlangt.

Demnach sollte es ja fast scheinen, antwortete der Jüngling lächelnd, der Rechtfertigung bedürfe nicht die Poesie gegen den Platon, sondern vielmehr Platon gegen die Poesie, daß er die unschuldigste, oder vielmehr verdienstreichste unter den Künsten so hart verklagt hat.

Würdest du, antwortete der Fremde, diese Rechtfertigung nicht in jenem allgemein unter uns herrschenden Wahn finden, der eine völlige Verkennung der Dichtkunst unvermeidlich und eine

richtige Schätzung derselben unmöglich macht?

Wenn Homer, was die Iliade und Odyssee über das Verhältniß der Götter unter einander und ihre Einwirkung auf die menschlichen Schicksale erzählen, als etwas Bedingtes, als eine von vielen möglichen Verknüpfungen der Welterscheinungeu aufstellt: soll Platon nicht zürnen, zu sehn, wie seine thörichten Bewunderer daran als an die einzig mögliche glauben, und des Dichters ächte Zöglinge als unheilig und gottlos verschreyen, weil sie mit homerischem Geiste ein größeres Ganze von Erscheinungen umfassend, einen andern Zusammenhang zwischen dem Himmlischen und Irdischen als wirklich und nothwendig anerkennen?

Und wenn Sophokles die Helden und Heldinnen seiner Tragödien im Kampfe mit dem Schicksaie darstellt, um die Kraft zu offenbaren, welche dem Menschen inwohnt, einer feindlichen höhern Macht

mit Muth zu widerstehn und mit Anstande zu unterliegen: soll Platon nicht zürnen über den unreinen Eifer, womit die Menge in das Theater eilt, um in weinerliches Mitleid zu zerfließen, und statt gestärkter, verweichlichter daraus zurückkehrt?

Aber, versetzte der Jüngling, wenn dieß die Ursach seines Zorns wäre, warum ließe er ihn denn nicht an denen aus, die ihn durch Mißbrauch der Poesie verdienen, sondern an den Dichtern, die ihn durch nichts verschuldet haben?

Vielleicht, antwortete der Fremde, weil es ihm schwer oder gar unmöglich schien, den Dichtern zu dem ihnen zukommenden Ansehn zu verhelfen, ohne sie vorher des ungebührlichen, worin sie stehn, zu berauben. Es giebt ja Irrthümer, die man am leichtesten wegräumt durch Aufstellung anderer und entgegengesetzter, um nämlich zwischen streitenden Meinungen einen Kampf zu veranlassen, aus wel-

chem das Rechte siegreich hervorgeht. Das Rechte, das wir beide über die Poesie verbreitet sehn möchten, ist, daß das Schöne mit dem Wahren und Guten zwar verwandt ist, aber nicht einerley; daß es von dem Wahren und Guten verschieden ist, ihm aber nicht widerspricht; daß die Kunst, ohne Wissenschaft und Sittlichkeit, keine gedeihlichen Früchte hervorbringen kann, daß aber, in Verbindung mit beiden, sie allein die Veredelung des Menschen zu vollenden vermag. Lebte Platon in einer Zeit, wo man das Schöne als etwas dem Wahren und Guten feindliches haßte: so würde er es vielleicht als mit demselben einerley darstellen, um die Verwandtschaft, wie er itzo, um den Unterschied ahnen zu lassen, es als etwas dem Wahren und Guten Widersprechendes darstellt.

Und du trägst kein Bedenken, versetzte der Jüngling, den Platon einer absichtlichen Täuschung zu beschuldigen?

Um so weniger, erwiederte der Fremde, da er zur Verhütung möglicher Mißverständnisse so dringend zum Widerspruche gegen seine Meinung auffodert. Könnte er denn hiebey nicht auf dich und deines gleichen gerechnet haben? Daß du ihm mit einer tüchtigen Beantwortung seiner Anklage der Poesie ein willkommenes Geschenk machen würdest, kannst du mir auf das Wort glauben: denn der mit dir redet, ist Platon.

Hier, sagte Veleda, endet die von dem Reisenden mir mitgetheilte Sage; und dann setzte sie in ihrem eigenen Namen hinzu:

Das ist wahr: Staaten hat er nicht gestiftet, Homer; aber wenn ich an die unzähligen durch ferne Jahrhunderte und Länder Zerstreuten gedenke, welche stumm, ungesellig, freudelos, unter dem Drucke banger Ahnungen und der Bedrängniß widrigen Geschicks ein kümmerliches Daseyn zu ihrer eigenen Qual fristeten, bis

dieser gottbegeisterte Dichter ihnen Aug' und Ohr öffnete, um die Wunder der Welt anzuschauen und die vielstimmigen Orakel der Natur und ihrer eigenen Brust zu vernehmen, so daß sie, beseelt mit Muth, und vorher nie gefühlter Kraft fröhlich Hand und Zunge regten, die wüste Erde mit Menschenwerk zu schmücken, und als Mahler, Bildner, Dichter, Redner, Helden, Weise, in Wort und That Homerischen Sinn ausprägend, eine von Geschlecht zu Geschlecht sich immer weiter verbreitende Gemeine stifteten, welche zur Erheiterung und Verschönerung des öden, trüben Lebens wetteifernd geschäftig, ihre Genossen von einer Stufe des Daseyns auf die andere erhebend, zum Wesen der Wesen, dem Urquell des Schönen emporträgt: dann scheint mir, daß den Homer für seines gleichen zu erkennen, keiner der großen Psychagogen verschmähen würde, welche der Dichter besingt in diesen Worten:

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick,
Ueber Wolken,
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm;
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm, und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen,
Denn uns frißt in öder Wüste
Gierger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel

Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit.

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher, ein ganz Geschlechte,
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Dieß ist es, sagte Arnold, was ich euch aus Veleda's Munde über den Platon und die Poesie mitzutheilen hatte. Es erfolgte eine allgemeine Stille, während welcher sich etwas im ersten Augenblicke wunderbar scheinendes begab. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß Thorald vor der Saalthüre, die auf den Altan hinausführt, eine Luftharfe aufgestellt hat. Diese hatte die Nacht über oft in einzelnen Tönen angeklungen; jetzo aber fieng sie an, in so reichen und vollen Accorden zn spielen, daß sie anzeigen zu wollen schien, die ganze Natur theile mit uns die Begeisternng, welche der Gesang, womit Arnold schloß, uns eingeflößt hatte. Während wir noch, bald erschüttert, bald

besänftigt, mit inniger Rührung der erhabenen Regellosigkeit dieser überirrdischen Musik zuhörten, rief der alte Kerolt: Will denn Niemand hinsehn, wer da mit so ungestümen Jauchzen anpocht, um, wie es scheint, eingelassen zu werden. Ich öffnete die Thür, und mit freudigem Erstaunen sahen wir die anbrechende Morgenröthe. Sollte man nicht meinen, sagte Kerolt weiter, es erneure sich heute, was die uralte Dichtung, deren Arnold erwähnte, von der Bildsäule des Memnon erzählt, daß sie, berührt von den Strahlen der Morgenröthe melodisch anklingt. Ich schlage vor, nicht müßig zuzuhören, sondern menschlich mit einzustimmen in die prächtigen Naturlaute, am liebsten wäre mir, es geschähe durch Klopstocks Morgengesang am Schöpfungsfeste. Dieser Ermahnung zu Folge giengen wir auf den Altan, bildeten ei-

nen Halbkreis, in dessen Mitte Likolf und Adelinde traten, die zweystimmigen Strophen zu singen. Nachdem wir in der ersten Hälfte des Liedes die Sonne gelockt, dann nach einer feyerlichen Pause, die nur durch die Luftharfe dann und wann unterbrochen wurde, in der andern bey ihrem wirklichen Erscheinen sie begrüßt hatten, giengen die Frauen auf ihre Zimmer, wir andern kehrten in die Stadt zurück, wo wir uns zerstreuten, ein jeder zu seinen Geschäften.

Hier, lieber Freund, endet meine Erzählung von jenem Gastmahle bey Thoralds. Ich wünsche, daß sie deines Bruders Vermuthung, sie werde dir einige Stunden erheitern, nicht täusche.

Lebe, wenn nicht wohl, doch getrost.

Verbesserungen:

Seite 121 Zeile 11 Theodens, lies Teonens.

S. 140 Z. 11 edels, lies edles.

S. 156 Z. 1 Behüte der Himmel, — lies Welche Frage!

Delbrück, Ferdinand,

Ein Gastmahl Reden und Gespräche über die Dichtkunst

Berlin 1809

L.eleg.g. 97 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573700-8